

Niederrheinische

(unvollst.)

U n t e r h a l t u n g e n .

---

fürs

Jahr 1788.

---

Erste Hälfte.

---

Monat Januar bis Junius.

---

Wesel,

bey Franz Jakob Röber, Buchbändler.

Der Buchbinder schneidet dieses Mittelblatt ab, und setzt selbiges dem Monat Januar vor.

Stichtendruck

Z 999

Handwritten text, possibly a title or author name, appearing as a series of faint, illegible characters.

LANDES-  
BIBLIOTHEK  
DUISBURG

Handwritten mark or signature.

1788

Erste Auflage

Erste Auflage

Handwritten mark or signature.

Handwritten text, possibly a title or author name.

Handwritten text at the bottom of the page, possibly a library stamp or note.



Niederrheinische  
Unterhaltungen.

---

II. Heft.

Monat Februar.

1788.

---

Wesel

bey Geant Jakob Köber, Buchb.



Von dieser periodischen Schrift wird wöchentlich ein Blatt, einen Bogen stark, ausgegeben. Leser in entferntern Gegenden erhalten solche

monatlich geheftet, mit einem Umschlag, wie der gegenwärtige versehen. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, welcher erst beim Empfang des letzten Stücks im Dezemb. bezahlt wird, ist 1 Rthlr. 18 Gr. Conventions-Münze, oder 2 Rthlr. 6 Stüber hiesigen Geldes. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an den obgenannten Verleger in Wesel selbst wenden, welcher, so viel möglich, für die postfreye Versendung der Exemplare sorgen wird.

## I n h a l t.

	Seite
1. Industrie von J. M. Schwager.	65.
2. Beitrag zur Sammlung besondrer Inschriften, Einfälle, Anzeigen und andrer merkwürdigen Geistes Producten.	72.
3. Ein Probchen von der Zubringlichkeit der Jesuiten.	76.
4. Fortsetzung des Reisejournals eines Preußen ꝛc.	77.
5. Nachricht von den Verbesserungsanstalten der reformirten Schulen im Herzogthum Berg.	818
6. Nachschrift der Herausgeber.	97
7. Wirkung der Einbildungskraft der Mutter auf ihre Leibesfrucht. von S—l	102.
8. Miscellanien.	106
9. Fortsetzung des Reisejournals eines Preußen ꝛc.	110.
10. Auch einmal wider was Politisches am Schluß was Politisches.	113.

# Niederrheinische Unterhaltungen.

1788. III. Jahrgang.

Zweytes Heft. Februar.

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DUSSELDORF

Wesel, bey Franz Jakob Röder.

## I.

### Industrie.

**L**eben muß der Mensch, und daß man so viel über die verschiedene Mittel erittelt, wodurch mancher Erdensohn sich sein Brod verschafft, ist, beucht mir, lieblos. Arbeiten und Betteln ist nicht jedes Menschen Sache, und wenn ich, z. E. der ich mich wohl bescheide, vom Winde nicht leben zu können, meinen Unterhalt ergraben oder erdreschen sollte; so würde ich wohl hinter Freund Oheim oder dem Fürsten Menzikoff zurückbleiben, und mein einziger Vortheil der seyn, mir aus einem Rocke zwey machen zu können. Wie unbarbarisch verfolgt man nicht die armen Spitzbuben, die doch weiter nichts thun, als sich das Leben ein wenig commode zu machen, und über das Mein und Dein

N. U. III. Jahrg. Bl. 5      E      mit

mit uns einerley Meinung zu seyn. Sie eignen sich etwas zu, daß ich das Meinige nenne, sie nehmen es de bonne maniere, und sind von dem Augenblicke an der Meinung: es sey das Ihrige, und um dieses Irrthums willen, den sie nicht einmahl dafür erkennen, schnürt man ihnen die Luftröhre zu! Ich mag es dem Setzer nicht zumuthen, sonst hätte ich den vorigen Perioden mit 25 Ausrufungszeichen geschlossen, um mein Erstaunen über solch Procedere recht sinnlich auszudrücken. Wohl den aufgeklärten Ländern, und den aufgeklärten Spizbuben in diesen aufgeklärten Ländern, wo man Hanf und Eichen besser zu gebrauchen weiß, als Stricke aus jenem zu machen, und Galgen aus diesen zu bauen! Gewinnt auch der unbeschützte Unterthan durch diese Toleranz nicht, so gewinnt der Spizbube desto mehr, und ist er nicht auch ein Mensch? Spizbüberey ist wahre Industrie, auf welche man heut zu Tage so viel hält, und ein Spizbube, der Geniestreiche macht, ist mir allemahl eine sehr ehrwürdige Personage! Es wäre schon der Mühe werth, die verschiedene Zweige dieses Kunstfleisses kennen zu lernen, und ein Präsidant irgend einer Academie könnte sich ein paar Lorberblätter zum Kranze dadurch sammeln, wenn er die Chevallerie d'Indrustrie in ein System bringen, die eigentliche Spizbüberey zum Hauptstamme machen und die Zweige des Baums durch die feine Kunst des Ableitens anschaulich machen wollte. Zu diesem System trägt die Publicität jetzt häufige Materialien zusammen, und auch ich denke durch meine

ne

ne Scherflein den Dank des Publici zu verdienen. Von Cagliostro, der jetzt in Biel sitzt, und von Wurmmitteln lebt, ist die Rede nur beym Präsidenten, bey mir nicht; so wie ich auch mit Bescheidenheit Verzicht auf alle Nachdrucker, auf Messmer, Pünsegür & Consorten, ja selbst auf die Pensionäre in Holland thue, die der Herr Präsident nicht vergessen wird, wenn es ihm belieben sollte, seinen Baum zu illuminiren. Mein Scherflein ist dies:

„An einem namhaften Hoflager hat sich seit einiger  
 „Zeit ein Mann, mit dessen ehemaligem Gewerbe  
 „es nicht mehr fort wollte, als Pfarrmäkler \*)  
 „etabliert. Er unterhält eine gewisse dienstfertige  
 „Correspondenz, streicht seinen Einfluß mächtig  
 „aus, wie ein Rosenkreuzer seine Tinktur, und  
 „es trifft sich wirklich, daß Candidaten, die sich  
 „an ihn wenden, reüssiren, weil sie sich in dem  
 „Falle alle an ihn wenden, und er es demjenigen,  
 „der den Dienst davon getragen hat, nachher im  
 „Vertrauen gesteht, daß er für ihn allein gearbeitet.  
 „Umsonst hat es der brave Mann nie durch-  
 „gesetzt, es wird allemal ein Douceur erfordert,  
 „doch ist er zu wohllewend, den Freund zu nennen,  
 „der es sich verdient hat. Er selbst handelt so un-  
 „eigennützig, daß er sogar die Gebühren vorschießt.  
 „Durch einen neuern Fall weiß ich sogar, daß er  
 „diese Freundschaft einem Prediger erzeigt, der

E 2

den

\*) Er steht auch Civilisten zu Dienste.

„ den Dienst interveniendo bekam, um den sich der  
 „ große Menschenfreund für zwey andere Candida-  
 „ ten zugleich beworben hatte. So bald war die  
 „ Sache nicht entschieden, als der Menschenfreund  
 „ schon der erste war, der sie dem glücklichgewor-  
 „ denen meldete, ihm gratulirte, und sich gelegent-  
 „ lich seine Auslagen für die Gebühren und ein  
 „ Doucenr für einen Freund erbat, der das Beste  
 „ bey der Sache gethan habe. Freylich waren die  
 „ Gebühren diesmal drey mal mehr, als sie gewöhn-  
 „ lich zu seyn pflegen, auch konnte man auf keinen  
 „ Freund rathen, der sich in dieser Sache gemischt  
 „ hätte, und fähig gewesen wäre, es erga condignum  
 „ zu thun. Allein ist nicht in unserm Decennio vie-  
 „ les möglich, woben die Philosophie den Finger  
 „ auf den Mund legen muß? Genug, das Factum  
 „ hat seine Richtigkeit, und um der leidenden Mensch-  
 „ heit des Candidatenstandes diese tröstliche Quelle  
 „ bekannt zu machen, schrieb ichs nieder, damit es  
 „ gedruckt werde. Ich denke, dieser Menschenfreund  
 „ wird mich wohl einer nähern Anzeige durch seinen  
 „ Ku-stfleiß und ausgebreiteten Briefwechsel über-  
 „ heben, sonst könnte ich ihn nach in Händen ha-  
 „ benden Autographis öffentlich nennen, und wer  
 „ weiß, was ich noch thue. “

Wenn mir auch kein Mensch, und sogar der Men-  
 schenfreund quaestionis selbst nicht einmal für die  
 Mühe dankt, diesen Beytrag zur Chevalerie errante,  
 alias Chevalerie d'Industrie genannt, geliefert zu  
 haben

Haben; so wird es doch hoffentlich der bewußte Herr Präsident thun, von dem ich es sogar nicht einmal verlange, als Venträger genannt zu werden. Vielleicht thun es auch unsre Leser der Niederrheinischen Unterhaltungen, wenigstens die Preßhaften unter ihnen, die von diesem Fingerzeige Gebrauch machen könnten. Die Kunst zu bestechen ist mit Vater Nabener ausgestorben, verhüte es aber der heilige Labre, der seit kurzem im Himmel ein Wörtchen mitspricht, daß die Dankbarkeit für geleistete Mühe nicht auch aussterbe, sonst mögte der Herr ein Menschenfreund seyn! Es würde überaus wenig Lebensart verrathen, dies Handwerk Spitzbüberey zu nennen, denn meines Wissens ist unsre Menschenfreund noch keines einzigen Einbruchs schuldig, und auf der Landstraße läßt er auch die Leute noch immer in Ruhe, die nicht aussehen, wie ein Pfarrsuchender Erdensohn. Daß er sich zum Correspondenten solcher seufzenden Creaturen aufwirft, ist doch noch kein Schelmstück, was müßte man sonst von Masius sagen, der sich der Correspondenten der Gelehrten nennt, ohne von dem Landtagspräsidenten Klopstock ein Diplom zu haben? Es ist z. E. des weitern bekannt, daß die edle Fraternitas roseae crucis jetzt stark wirbt, und ihre Emissarien so gut ins Publicum schickt, Narren zu fangen, als die Societé de l'Harmonie des Amis réunis, présentement à Strassbourg; aber sollte man deswegen die Herren Spitzbuben schelten? So weit ich diese Menschenfreunde beurtheilen kann, ist es

ihnen bloß darum zu thun, ihr Licht nicht unter einem Scheffel zu verstecken, sondern es die ganze Welt erleuchten zu lassen. Daß sie etwas langsam mit der Eröffnung ihrer Geheimnisse verfahren, hat seine Ursachen, die sich hören lassen, wenn man nicht taub ist. Zum ersten finden die Herren es nicht gerathen, die ganze Schöpfung mit einem mahl in den Schmelztiegel zu werfen und in Gold zu verwandeln, wohlwissend, daß Kupfer und Zinn, Messing und Bley auch brauchbare Metalle sind, und der Mercurius der galanten Welt unentbehrlich sey. Auch muß man erst wissen, ob die Söhne der hermetisch spagirischen Kunst ihr Herz an dem Mammon hängen würden, oder nicht. Um dies zu erfahren, beraubt man sie lieber erst alles edelen Metalls—bloß um zu sehen, wie sie sich dabey gebärden, und da selten ein Sterblicher gefunden wird, der nicht mit Leib und Seele am Golde hieng; so findet man es bedenklich, ihm das Geheimniß zu eröffnen, oder ihm seinen Söhnen zurück zu geben. Da her ist der Schluß sehr übereilt, als wären die Herren Goldköche, die das Publicum plündern, Beutelschneider, und ihre Kunst eitel, da sie, statt durch ihre Kunst alles in Gold zu verwandeln, nur auf natürliches, ausgemünztes Gold und Silber Jagd machen. Sie nehmen ja nichts, was ihnen nicht freywillig geopfert wird, sie begehen keine Einbrüche, Knebeln und Morden nicht—und solche gute Leute wollte man mit gemeinen Spitzbuben in eine Classe setzen? sie zum Pöbel der Gauner herun-

ter würdigen? Die Tinktur der Unsterblichkeit ist längst erfunden, St. Germain und Cagliostro, die beide schon einige Jahrhunderte auf dem Nacken haben, sind durch sie so entsetzlich alt geworden, und so jung geblieben, und der ewige Jude würde ohne sie der ewige Jude nicht seyn. Allein, es ist bedenklich, diese göttliche Tinctur zu profaniren, da gewöhnliche Menschen zu begierig sind, sich zu verjüngen und zu starke Dosen nehmen. Man hat das Beyspiel von einem alten Weibe, das wieder ein rasches blühendes Mädchen zu werden wünschte, aber einen zu starken Schluck that, und in ihren ursprünglichen Embrio zurück verwandelt ward. Und lieber Gott! was würde aus der Welt werden, wenn man alle Einwohner der Erde unsterblich machen wollte? Kein Amt würde mehr offen werden, mit allen Erbschaften hätte es ein Ende, und wollte man einen Mörder um einen Schuß kürzer machen; so würde er entweder augenblicklich wieder zusammenwachsen, oder sich vermehren, wie die Polypen. Daß die Universalarzeney keine Chimäre sey, können auch Hirschen und Semmler sagen; aber verhüte es Hippokrates, daß sie nicht zu bekannt werde! was sollte sonst aus unsern Ärzten und Apothekern werden? So gnädig, als es der Herr Baron v. Hirschen macht, laß ich es noch gelten, er nehme dazu gebrannten Honig, wie einige wähen, oder Urin, wie andere meynen. Es ist bekannt, daß dies Mittel wohl bekomme, und seinem Erfinder die herrlichsten Dienste thue, und was will man mehr?

Ueberhaupt muß man es unserm Zeitalter rühmlich nachsagen, daß die Industrie sichtbar steigt, und täglich neue Sprößlinge wirft. Nur Schwachköpfe können dabey etwas zu erinnern haben, und Zeloten die alte Ehrlichkeit wieder zurückverlangen, die es nicht verlangen kann, länger zu gelten, als es uns gefällt.

J. M. Schwager.

---

## 2.

### Bevtrag zur Sammlung besondrer Inschriften, Einfälle, Anzeigen und andrer merkwürdigen Geistes. Produkten.

Eine solche Sammlung finden unsre Leser im ersten Jahrgang unsrer Unterhaltungen im 7ten Heft Monat Jul. 1786 No. 9. wo insbesondre verschiedene merkwürdige Inschriften auf Fensterscheiben, auszeichnende Grabschriften, sonderbare Titulaturen, auffallende Avertissemens und Intelligenz Nachrichten, zusammengetragen sind. Indessen vermißt man da selbst noch verschiedene Titeln, aus welche sich jene Sammlung noch merklich bereichern ließe; ich führe hier nur zwey derselben an, nemlich Bittschriften und Stammbücher. Von beyden theile ich hier einige Proben mit:

I. Merks

I. Merkwürdige Bittschrift.  
Wahrscheinlich die einzige in ihrer Art.

Nicht nur als eine Probe der mancherley Verirrungen des menschlichen Verstandes, sondern auch als ein Beweis, was für Finsternis und Vorurtheile in mancher sonst aufgeklärten Gegend herrschen, die fürnemlich durch misverstandene Schriftstellen, und deren nicht selten noch unverständlichere oder verkehrte Auslegungen erzeugt und genährt werden, mag folgendes — nicht erdichtete, sondern wirklich an das Hofkammergericht in Berlin noch im Jahr 1783 erlassene Bittschreiben dienen, welches sich in den Beyträgen zur juristischen Literatur in den Preussischen Staaten, 8te Sammlung Seite 137 findet:

„Ihro Excellenz Gnaden Gnaden,  
Ew. Gnaden hochlöbl. Königl. Kammer!

Mein demüthiges Bitten vor Ew. Excellenz und Gnaden Gnaden Hochlöbliche Königliche Kammer um Erlaubniß zum Heirathen, wo ich schon einmal allhier gebeten habe unter dem Dato vom 8ten Junii, und auch erhalten, wie allhier Abschrift lautet. Aber in Breslau bin ich zu lange aufgehalten, daß ich zu Dato nicht weiß, ob wird was drauß werden, ob ich kann all dort was auswarten, so bitte ich demüthigst, Ew. Excellenz und Gnaden Gnaden Hochlöbliche Berlinische Kammer als ich in Armenrechter stehe,  
und

Habe schon ein Heirathsglück versäumt mit einer guten Feldwirthschaft, eine Jungfrau. Also bitte ich demüthigst um Erlaubnis, daß ich kann drey Frauen Völker zu Ehefrauen heirathen, daß sie mich können ernähren, und mit Leben erhalten. "

" Ich hoffe, daß dieses kann alles werden, weil der Patriarch Jakob auch hatte vier Weiber gehabt, und hat Gott den Allmächtigen nicht beleidiget, oben darauf ist auch noch von Gott der erste Israhel worden, und das auserwählte Volk Gottes worden, wie auch jeso in den letzten Jahren der Welt, soll ein neuer Israhel erstehen, und wo sieben Weiber ein Mann wird haben, wie auch Worte Gottes angezeigt haben, durch den Esaias Proph. t. im 4ten Kapitel.

" Ew. Excellenz und Gnaden Gnaden, Hochlöbliche Königliche Kammer, bitte ich demüthigst um Erlaubnis, daß ich kann drey Frauens Völker zu Eheweibern heirathen. "

Wenzel Häuser,  
wohnhaft in Hustinatß bey der  
Stadt Strelle in Niederschlesien. 1783. "

## II. Sonderbare Einfälle in Stammbüchern.

Ein Reisender präsentirte einer ganzen Tischgesellschaft

schaft von Studenten sein Stammbuch, ohne einmal vorher seinen Namen und Stand angezeigt, noch überhaupt einige andere Bekanntschaft mit den Herren zu haben, als bloß diesesmal in ihrer Gesellschaft gezeu zu haben. Einer aus der Gesellschaft nahm gleich das Buch an und schrieb hinein:

Ev. Mathäi 26. v. 47.

„Und er hub an sich zu verfluchen und zu schwören: Ich kenne des Menschen nicht.“

Hiermit empfiehlt sich dem unbekanntem  
Besitzer dieses Stammbuchs  
dessen ergebenen Diener

\*

\*

\*

\*

Ein Student in Göttingen war so indiscret, dem Herrn Hofrath Kästner sein Stammbuch zu präsentieren, welches meist mit lauter Obscönitäten angefüllt war. Herr Kästner schrieb hinein:

Math. 8. v. 31.

„Erlaube mir, unter diese Heerde Säue zu fahren.“

Ein anderer, dem nachher dasselbe Stammbuch in die Hände kam, konnte dem sich ihm anbietenden Einfall nicht widerstehn, gleich hierunter zu setzen:

„So fahre dann aus, du unsaubrer Geist.“

Dem

Dem Herrn Magister Schulze in Halle wurde gleichfalls ein Stammbuch präsentirt, wo er bey dem ersten Aufschlagen auf ein Blatt stieß, auf welchem jemand seinen Namen durch einen äusserst schmutzigen Einfall verewigt hatte. Herr Schulze klebte dieses Blatt an das gegen überstehende Blatt fest, und schrieb drauf: „zu seinem Andenten verklebte  
„ dieses Blatt

Schulz.

### 3.

#### Ein Proöbchen von der Zudringlichkeit der Jesuiten.

Als Nikolai vor einigen Jahren in Wien war, gefellte sich ein sehr artiger und liebenswürdiger Jesuit zu ihm, welcher ihn überall begleitete, ja, wo möglich, nie verließ, und endlich so weit gieng, daß, als Nikolai zu dem Vicekanzler, Baron von Gebler zur Tafel gebeten wurde, er sich ausbat, ihn dahin begleiten zu dürfen. Nikolai stellte ihm vor: wie es ihm selbst eine seltene unerwartete Ehre sey, bey einem solchen Manne, als Gebler eingeladen zu werden, - daß er ohne die äußerste Hintansetzung alles Wohlstandes unmöglich noch einen Fremden mitnehmen könne. Allein, der Jesuit ließ nicht ab, und  
Nikolai

Nikolai sahe endlich kein ander Mittel, als an den Baron von Gebler zu schreiben, ihm den Vorfall zu berichten, und seine Erklärung zu erbitten. Der Vicekanzler antwortete darauf: wie er den Menschen durchaus nicht mitbringen solle. Er habe sich vorgenommen, mit noch vier bis fünf Freunden offenherzig mit Nikolai zu sprechen; dieses aber würde alsdenn schlechterdings nicht angehn. Nikolai sagte dies dem Aufbringllchen, aber dieser wollte nicht hören, wollte selbst mit Gewalt zu Nikolai in den Wagen steigen, der ihn aber mit Gegengewaltdrohte, und endlich allein zu Geblern fuhr. Kaum waren sie eine Viertelstunde bey Tische, als ein Bedienter dem Vicekanzler etwas ins Ohr sagte. Jener machte darauf der Gesellschaft bekannt: der Jesuit sey da, und er könne ihn nicht zurückweisen. Er erschien, und niemand sprach. Wer zweifelt nun noch an der Gefährlichkeit dieser Menschen?

## 4.

Fortsetzung des Reisejournals  
eines Preußen  
auf dem Marsch nach Holland.

Erst gegen neun Uhr rückten den 26ten unsre Compagnie zu dem Marsch nach Kanten aus, dem ersten Ziel unsrer Wallfarth — Welch ein Schicksal dacht

dacht ich, wird da unser warten? welche Leute werden wir finden, wie wird man uns da aufnehmen, welch' ein Quartier wird für uns bereitet seyn? davon hängt doch natürlich das Glück und die Zufriedenheit der nun kommenden — wer weiß wie vieler Tage — ab. So dacht ich bey mir selbst, als ich ganz langsam im Regengestöber dem Regiment nachritt, — und es ist sehr gut für uns gesorgt, es ist ein über alle unsre Erwartung glücklicher Aufenthalt für uns geworden, sage ich jetzt, da ich in Xanten selbst da sitze, und schreibe. — Das Städtchen ist nicht groß, aber niedlich gebaut, besonders nimmt der Anblick ein, wenn man, wie wir, seinen Einzug durch das Marchthor hält. Man sieht die ziemlich breite und ansehnlich lange Straße in einer sehr graden Linie durch bis auf den Markt, wo die fernere Aussicht durch die reformirte Kirche begränzt wird. Gleich am Thor erhielt ich mein Billet auf den Herrn — — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

Noch am Tage meiner Ankunft in Xanten besahe ich die katholische Kirche, die ich nie schöner und reicher gesehen habe. Es ist ein großes Gebäude im gothischen Geschmack, aber sehr regelmäßig und mit vieler Kunst gearbeitet — Ueber dem hohen Altar, der mehr reich und prächtig, als schön ist, ist eine massivgoldene Platte, in der die zwölf Aposteln in  
getrie-

getriebener Arbeit sind. Oben drauf steht ein silberner vergoldeter Sarg, in welchem die Gebeine des heiligen Victors, des Patrons der Kirche, so wie des ganzen ansehnlichen Capitels, das aus etlichen vierzig Canonicis besteht, aufbewahrt sind. In der Kopfseite des Sarges sieht man einen Edelstein von einer dunkeln Farbe, beynabe von der Größe eines Hühnerens eingefaßt, welcher der Sage nach auf 100,00 Rthlr taxirt wird. Das Chor ist von dem Schif der Kirche durch ein künstlich und schön gearbeitetes Gitter von Messing geschieden. Auch große Pulte von eben diesem Metal, und große Leuchter von Mannshöhe und drüber stehen häufig im Chor. In der Kirche selbst sind hin und wider an den Pfeilern noch bey die dreyßig Altäre angebracht, worunter einige durch eine fürtreffliche Bildhauerarbeit sich auszeichnen. Unter den Altarstücken sind mehr mittelmäßige als vorzüglich gute Mahlereyen. Zwey haben mir aber ausnehmend gut gefallen, eine Maria mit dem Christuskinde von Raphael, und eine Enthauptung Johannis des Täufers. Herodias hat eben das Haupt auf die Schüssel gelegt, sie selbst scheint über dem grimmi-gen Anblick des Kriegsknechts, der die That verrichtet hat, zu erbeben, und Furcht verbreitet sich über dem so schönen wollustathmenden Gesicht.

Man hat viel Erzählungen von drolligten Einfällen und Costumverletzungen unwissender Mahler, aber nie habe ich eine auffallendere Probe davon gese-

gesehen, als hier an einem Gemälde, das in der Kleiderkammer, wo die Zierrathen und die sehr prächtigen Chorgewänder der Herren Capitularen aufbewahrt sind, hängt. Es stellt Christum vor, wie er in seinem zwölften Jahr mit seinen Eltern nach Jerusalem geht. Um das jugendliche Alter des Knaben recht deutlich auszudrücken, war es dem Mahler nicht genug, ihn ein paar Kopf kleiner als den Vater Joseph vorzustellen; nein er läßt ihn auf einem Steckenpferd reiten. Man kan sich vorstellen was das Steckenpferd, das genau nach einem Nürnberger Original copirt zu seyn scheint, mit dem Strahlenglanz um das Haupt des Knaben für einen Contrast macht. Das Gemälde scheint der Manier nach von Jan van Calcar, oder wenigstens von einem Schüler dieses Mahlers, von dem sehr viele Stücke hier vorhanden sind, die sich alle durch ein sehr buntes und an sich prächtiges Colorit, besonders durch viel angebrachtes Gold und Silber aber durch eine desto schlechtere Zeichnung unterscheiden.

Außen um die Kirche herum sieht man einige ausserordentlich schön in Stein gehauene Auftritte aus der Pasiongeschichte, die Figuren nicht völlig in Lebensgröße. Ungemein schade ist, daß alles nur aus weichen Sandstein gebildet ist, und also durch Zeit und Witterung sehr viel gelitten hat.

— — — — —  
 (Die Fortsetzung künftig.)

## 5.

## Nachricht von den Verbesserungsanstalten der reformirten Schulen im Herzogthum Berg.

Sehr verbunden erkennen wir uns dem Herrn Einsender für diesen eben so gründlichen als ausführlichen Bericht über eine Sache, die in mehr als einem Betracht eine öffentliche Bekanntmachung, und vorzüglich in den Niederrh. Unterhaltungen eine Stelle verdient. Jeder Menschenfreund, der den Fortschritten des guten überall, wo es sich findet, mit Vergnügen nachspürt, wird auch mit Freuden dasjenige seiner Aufmerksamkeit werth halten, was in unsern Niederrheinischen Gegenden dahin gethan wird. Und wer wird es nicht insbesondere als einen Umstand bemerken, der unsern Zeiten — und zumal auch diesen unsern Gegenden wahre Ehre macht, daß selbst eine Katholische Landesobrigkeit sich die Verbesserung protestantischer Schulen auf eine zugleich so thätige und so zweckmäßige Art angelegen seyn läßt. — Aus diesem Bericht wird man nun auch leicht erkennen, aus was für Quellen die in den beyden letzten Blättern des vorigen Jahrs enthaltene zwey anonymische Briefe über die Schulmeister Gährung im Bergischen geflossen sind, zugleich aber auch es bedauern, hieraus zu sehen, wie sehr noch an so vielen Orten Vorurtheil, Partheygeist und Privatabsichten sich vereinigen, dem guten entgegen zu arbeiten, und oft die beste Sache verdächtig zu machen. — Die Zuverlässigkeit dieses Berichts können wir uns so vielmehr verbürgen, da uns nicht allein der Verfasser als ein redlicher Freund des wahren und guten bekannt, sondern auch dieser sein Bericht überall mit den dazu gehörigen Urkunden belegt ist, die wir jetzt sämmtlich in Händen haben, und in Ansehung deren wir

nichts mehr bedauern, als daß uns der enge Raum dieser Blätter nicht gestattet, auch diese Vollständig mit abdrucken zu lassen.

D. S.

**E**ie wissen es, daß ich von jeher ohne allen Scheu der guten Sache das Wort geredet habe, und zu allem, was gemeinnützig ist, gern beförderlich bin. Und so halte ich es für Pflicht, Ihnen, da nun einmahl in ihren Blättern von unsrer Schulmeisterordnung die Rede ist, von dem ersten Ursprung unsrer sämtlichen Schulverbesserungsanstalten einen genauen Bericht zu geben.

Die erste Veranlassung dazu haben wir dem guten Vorgang der Clevischen Synode zu verdanken. Diese ward durch das allgemeine Land- und Stadt-Schulreglement des großen Friedrichs vom Jahr 1763 aufgemuntert, durch einige dazu deputirte Prediger, und besonders den Herrn Prediger Baumann in Cleve ein Schulreglement für die reformirte Schulen des Herzogthums Cleve a) entwerfen zu lassen. Eine Abschrift dieses Reglements wurde im Jahr 1770 auch unsrer Synode zugesandt, in der Absicht

daß

a) Dieses in aller Absicht musterhafte Reglement ist, nach dem es von der Clevischen Regierung approbirt worden, auch in sämtlichen Schulen der Grafschaft Mark eingeführt worden. Die im ersten Jahrgang der Niederrh. Unterhaltungen im 19ten Blatt vom Monat März 1786 ausführlich angezeigte Schulbücher sind eine Folge dieses Reglements.

D. S.

Daß auch diese daran Theil nehmen und an der Beförderung der Volksaufklärung mitarbeiten möchte. Beyliegende Auszüge aus den Acten b) der Bergischen Synode von den Jahren 1770 und 1771 beweisen es, daß dies übersandte Clevische Schulreglement von den sämtlichen Consistorien unsrer Synode mit Beyfall aufgenommen und genehmigt worden, und der gleichfalls abschriftlich beygelegte Auszug aus den Acten b) der Düssel-dorfer Classe vom Jahr 1771 zeigt, daß auch diese Classe insbesondere allen Bedacht genommen, dieses Schulreglement allgemein einzuführen, wie es denn auch offenbar ist, daß von der Zeit unsre Schulmeister angefangen haben, die in eben diesem Reglement vorgeschriebene Berliner Lehrmethode in den Schulen zu gebrauchen.

Man begreift leicht, daß manche, besonders alte Schulmeister, die nun einmal an einen gewissen Leisten gewöhnt waren, sich in die neue Lehrmethode gar nicht schicken konnten. Indessen waren auch andere, die desto mehr Fleiß und Eifer blicken ließen. Unter diesen verdient besonders Herr Tops, Schullehrer zu Mülheim am Rhein als ein Mann genannt zu werden, der sich durch viele praktische

§ 2

Schul.

b) b) Die hier erwähnte Actenauszüge würden hier zu viel Raum einnehmen. Genug, sie beweisen nicht allein deutlich, was hier behauptet wird, sondern es geht auch daraus hervor, daß auch für jede einzelne Gemeinde eine Abschrift von diesem Reglement genommen ist.

D. S.

Schulkenntnisse, so wie durch eine in der That rühmliche Anwendung derselben vor vielen seiner Amtsbrüder merklich ausgezeichnet. Dieser schrieb selbst einige Schulbücher, erst ein a. b. c. hernach auch ein Lesebuch. Der gute Ruf, den sich dieser Mann einmal erworben hatte, und das Ansehen, worin er bey den meisten seiner Amtsbrüder stand, verschafften diesen von ihm zu Mülheim herausgegebenen Büchern im Bergischen bald einen ausgebreiteten Beyfall, und sie wurden meist in allen Schulen eingeführt.

Jetzt muß ich noch eines besondern Umstandes Erwähnung thun. Es giebt hier zu Lande eine große Menge einer gewissen Art von Frömmlingen, die unter dem Namen der Feinen oder Kopfhänger bekannt sind, worunter freylich viele seyn mögen, die es herzlich gut mit dem Christenthume meinen, und denen ich wenigstens eine redliche Liebe für Tugend und Religion nicht gern abprechen möchte, deren aber doch die meisten aus Mangel richtiger Religionsbegriffe Andächteley und wahre Frömmigkeit für einerley halten, und deren aus dem häufigen Lesen mystischer und fanatischer Schriften geschöpfte Grundsätze meistens darauf hinaus lauffen, alles moralisch Gute in dem Menschen lediglich für eine unmittelbare Einwirkung des Heiligen Geistes und der Göttlichen Gnade anzusehen, und so also natürlich auf Geringschätzung des öffentlichen Gottesdienstes, auf Verwerfung aller kirchlichen

lichen Ordnung, kurz auf Separatismus hinleiten. c)

Die Anzahl dieser Leute, mithin auch ihr Einfluß in vielen Gemeinen ist so groß, daß auch der bloße Name eines Frommen, wie sie sich so unter einander selbst nennen, schon oft eine wichtige Empfehlung ist, und von manchem, auch oft mit gutem Erfolg als ein Mittel gebraucht wird, in Ruf und Ansehen, und wohl selbst zu einer desto baldigern Amtsbeförderung zu gelangen. Kein Wunder, daß auch viele unsrer Schulmeister bey dieser Anbächteley sich wohl zu befinden glauben, und manche ihr mit Eifer zugethan sind. Einer derselben, der hauptsächlich aus Eigennuz sich den Feinen zugethan hatte, und seine Unhänglichkeit an den Separatismus bis zur gänzlichen Versäumung des H. Abendmahls trieb, wollte nun auch seinen Schulkindern ähnliche Grundsätze einflößen; und ob er sich zwar auch an die neue Schulmethode gewöhnt hatte, so machte er doch sein fürnemstes Geschäft daraus, daß er die Kinder aus des bekannten Terstegens Schriften Lieder und Gebete auswendig lernen und herbeten ließ. Als man ihn deswegen zurecht weisen wollte, schrie er über Gewissenszwang und Sklaverey. Er verwarf alle Belehrung von

S 3

Seiten

c) Wer mehr von diesen Leuten zu wissen begehrt, der lese des bekannten Verfassers von Scilling des Hrn. Professors Jung, Theobald oder die Schwärmer.

D. S.

Seiten seines Predigers, verkannte alle Subordination und gieng in seiner Widersetzlichkeit so weit, daß er seine Vorgesetzten zu einer Klage gegen sich bey der Landesregierung zu Düsseldorf nöthigte, welche nach geschehener genauen Untersuchung den Schulmeister in die Kosten verurtheilte, und ihn zum Gehorsam und zur Befolgung der ihm von dem Prediger zu gebenden Belehrungen und Anweisungen nachdrücklichst anhielt, welches ihm aber so wenig gefiel, daß er in der Folge lieber sein Amt niederlegte.

In einer andern Gemeinde wollte der Schulmeister gegen den ausdrücklichen Willen des Consistoriums in dem Schulhause eine Fabrick anlegen; Auch dieser verschmähet alle gütige Erinnerungen, und ließ sich durch seinen Eigensinn, und durch die Aufhezkungen eines andern benachbarten Schulmeisters zur Beharrung in seiner Widersetzlichkeit so weit verleiten, daß er sich selbst von der Düsseldorfer Regierung ein Urtheil zuzog, wodurch er seines Amtes entsetzt ward.

Diese und ähnliche Vorfälle, und die dadurch bey der Hohen Landesregierung vorgebrachte Klagen gaben Anlaß zu nachstehender gnädigsten Verordnung:

„ Nachdem vor einiger Zeit verschiedene Klagen wider die reformirte Schulmeister und Küster vorgekommen, indem deren Obliegenheiten

heiten weder in der reformirten Kirchenordnung, noch in den für jeden ausgefertigten Berufsscheinen ausgedrückt sind; so geschieht dem Präses der reformirten Bergischen Synode der Auftrag, wegen Einrichtung einer allgemeinen Schulmeister- und Küster-Ordnung und derselben Obliegenheiten mit denen Moderatoren deren Classen zc. sich zu benehmen, deren eine zu entwerfen, und solche in drey Monatzen zur gnädigsten Bestätigung einzusenden. Da auch sonst vorgebracht worden: nöthig zu seyn, daß nach Beyspiel der Cleo- und Märkischen auch übrigen königlichen Preussischen Landen solche Schulordnung möge errichtet werden, nach welcher sämtliche reformirte Schulmeister sich in der Lehrart und sonst betragen sollen; so wird gemeldetem Präsi di ferner aufgetragen, daß derselbe zu gleicher Zeit mit denen Moderatoren wegen Einführung einer dergleichen für sämtliche reformirte Gemeinden bequeme Schulordnung sich zu benehmen, und den Entwurf in nemlicher Frist einsenden solle. Düsseldorf den 14ten April 1784.

Auf Sr. Churfürstl. Durchl.  
sonderbarem gnädigsten Befehl:  
Frl. von Loe.

An den Präsidem  
der Bergischen re-  
formirten Synode.

v. Reinerz.

Schon dieses gnädigste Rescript allein verbreitet über die Entstehung der in den beyden anonymischen Briefen d) so sehr geschmäheten Schulmeister- und Küster-Ordnung ein ganz anderes Licht. Man sieht daraus, daß dieselbe nicht, wie in diesen Brie-

F 4

fen

d) In den beyden letzten Blättern der Unterhaltungen vom vorigem Jahr.

fen fälschlich behauptet wird, daß einseitige Werk einiger einzelner Prediger, sondern die Folge und Wirkung der von einer für das wahre Wohl ihrer Unterthanen thätig besorgten Landesväterlichen Obrigkeit getroffenen heilsamen Veranstellungen ist. Eben das bestätigt sich auch durch die Art, wie dieser gnädigste Befehl — nicht bloß von einzelnen Predigern, sondern von der ganzen versammelten Synode aufgenommen, und was hierauf wirklich von derselben gethan ist. In der gleich nachher noch in demselben Monat zu Elberfeldt gehaltenen Synode wurde nemlich hierüber folgender Schluß gefaßt:

„ Synodus erfreut sich ungemein, daß die Landesväterliche Sorgfalt Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht sich auch auf die reformirten Schulen und deren Diener erstreckt, und wird nicht verfehlen, zur Erreichung solcher preiswürdigen Absicht nach Möglichkeit mitzuwirken, weswegen nebst zeitlichen Moderatoren die Inspektoren der Classen, auch die Prediger Salsmann Benzenberg und Köhler abgeordnet werden, über die in dem verlesenen Rescript enthaltene Gegenstände sich reiflich zu berathen, einen Entwurf darüber auszufertigen, solchen durch die Classen circuliren zu lassen, welchemnächst an Hochpreisliche Regierung näher Bericht wird erstattet werden können. !!

Ganz nach der in diesem Synodalschluß enthaltenen Vorschrift wurde nun auch sowohl die Schulmeister- und Küster-Ordnung, als auch eine ausführliche Schulordnung angefertigt. Auch hat man sich

sich dabey gewiß nicht übereilt, sondern alles sorgfältig und reiflich geprüft. Außer der gewöhnlichen jährlichen Synodalversammlung, wurde ein außerordentlicher Synodal-Convenc gehalten, wovon die Acten der ganzen versammelten Synode wieder vorgelegt worden. Die von den vorerwähnten Synodal-Deputirten verfertigte Aufsätze wurden überdem den Inspectoren der Classen abschriftlich übergeben, und von diesen nun an sämtliche Consistorien zur Einsicht und Prüfung communicirt, damit jedes Consistorium seine Anmerkungen und Verbesserungen dabey notiren könnte, e) Hierauf wurde abermals mit Gutbefinden der ganzen Synode im Jahr 1786 den 14ten April ein besonder Convenc von den Moderatoren der Synode, den Inspectoren der Classe, und den drey vorgenannten Deputirten mit Zuziehung zweyer Eltesten aus jeder Classe gehalten; hier wurden die Aufsätze nochmals revidirt, die Anmerkungen der Consistorien dabey genutzt, und so erst das Ganze ins Reine gebracht; so daß also die Schulmeister- und Küsterordnung sowohl, als auch die eigentliche Schulordnung ganz wie es unsrer kirchlichen Verfassung Igemäß ist, von ordinirten Predigern und Eltesten zu Stande gebracht und genehmigt sind. f) Und erst hiernächst wurde

e) Wie vorsätzlich falsch ist also das Vorgeben in jenem Brief eines Reisenden No. 13 vom December vorigen Jahrs) daß die ganze Sache nur heimlich und einseitig betrieben worden.

D. S.

f) Alle die hier angeführte Umstände stimmen vollkommen mit den beigelegten abschriftlichen Auszügen aus den Synodalacten, die wir aber zur Ersparung des Raums hier nicht mit abdrucken lassen.

D. S.

den beyde auf die Art revidirte und von der ganzen Synode genehmigte Aufsätze zur Hochlöbl. Regierung befohlner maßen zur Bestätigung eingesandt, welche nun auch unweigerlich ertheilt wurde, und wörtlich, wie sie auch der Schulmeister- und Küsterordnung vorgedruckt ist, also heisset:

„ Nachdem Se. Churfürstl. Durchl. beygehaftete allgemeine Schulmeister- und Küsterordnung der reformirten Gemeinden gnädigst genehmigt haben; so ist gegenwärtige Bestätigungs- Urkunde unter beygedrucktem Geheimen- Raths- Kanzelen größerem Siegel zu ertheilen gnädigst befohlen worden. Düsseldorf den 25ten April 1786.

Aus Sr. Churfürstl. Durchl.  
sonderbarem gnädigsten Befehl.  
Graf von Nesselrode.

( L. S. )

von Reinerh.

Daß diese Landesobrigkeitliche Bestätigung nicht erschlichen, auch — wie sich ohnehin von einem solchen ansehnlichen Collegium ohne Beleidigung nicht gedenken läßt, und wie doch in dem Brief des vorgelieblichen Reisenden auf eine hämische Art zu verstehen gegeben wird, — nicht blindlings noch ohne vorhergegangene reifliche Prüfung ertheilt worden, davon zeugen die Abänderungen und Verbesserungen, welche die Hochlöbl. Regierung selbst sowohl in der Schulmeister- und Küsterordnung als auch in der Schulordnung vorgenommen hat. g)

Ich lege Ihnen, um Selbst über die ganze Sache deutlich und richtig urtheilen zu können, ein gedruck

g) Auch das bestätigen die beyden Synodalacten, worin es unter andern wörtlich also heisset: „ Demnächst ist von dem  
„ Exräsens die gnädigste Bestätigung beyder Entwürfe un-  
„ tertänigst nachgesucht, und die Schulmeister- und Kü-  
„ sterordnung unter einigen wenigen Veränderungen, die  
„ Synodus nicht anders als für heilsam erkennen kann,  
„ wirklich bestätigt worden. “

drucktes Exemplar der so sehr verschrieenen Schulmeister- und Küster- Ordnung, imgleichen eine Abschrift der noch ungedruckten, aber gleichfalls schon von der hohen Landesregierung bestätigten Schulordnung bey, woraus Sie sehen können, daß die erstere, die Schulmeisterordnung, theils aus unsrer Synodalschlüssen theils aber und hauptsächlich aus der Lippischen und Magdeburger Kirchenordnung fast wörtlich, doch so, daß einige Ausdrücke gemildert sind zusammengesetzt worden, die andre aber, die Schulordnung theils aus dem Königlich Preussischen allgemeinen Land- und Stadt- Schulreglement aufgezeigt ist, wie Sie Selbst bey angestellter Vergleichung finden werden.

Uebrigens haben nun beyde diese Ordnungen, wie aus dieser ganzen Erzählung sichtbar und auch durch die beygelegten Acten bewiesen ist, das Gepräge einer Religions- Nothmässigen Kirchlichen Constitution nach Inhalt des Religions Vergleichs Art. VIII. §. 3 und können sich alle Handhabung und Manutenez von Höchster Landesobrigkeit versprechen; ja sie haben wirklich noch einen gewissen Vorzug vor unsrer Süllich- und Bergischen Kirchenordnung, deren Approbation von der Hochpreusslichen Regierung bis auf den heutigen Tag nicht anerkannt wird; so daß diese nur Vim contractus juris, jene aber Vim legis behaupten können.

Daß die Schulordnung noch nicht gedruckt ist, daran ist lediglich folgender Umstand schuld. In dem Manuscript, welches der Landesregierung zur Approbation vorgelegt ward, hieß es: daß die Wahl der zu brauchenden Lesebücher dem Consistorio jedes Orts überlassen bleiben solle. Bey der Revision und Bestätigung von Seiten der Regierung würde diese Stelle ausgestrichen, h) und dafür gesetzt: daß das mit Königlichem Privilegio bey F. J. Röder in Wesel im Jahr 1785 gedruckte A. B. C. = sodann das  
mit

h) Nicht nur ein offener Beweis, daß die Regierung auch diese die Schulordnung nicht blindlings, nicht ohne vorhergegangene reifliche Prüfung bekätigt hat, (man sehe unsre vorige Anmerkung) sondern auch eine Probe, einer

mit nemlichem Privilegio von Wittwe Sigmann in Cleve 1786 aufgelegte Lesebuch allgemein eingeführt werden sollte.

Verschiedene Glieder der Synode wünschen in dessen aus verschiedenen Ursachen, über die ich mich hier nicht einlassen kann, daß die Wahl der Lesebücher den Consistoriis freigelassen werden möchte, und die Synode beschloß deswegen auch unterthänigste Vorstellung an die Hochlöbl. Regierung zu thun, und also bis zur nähern Resolution hierüber mit dem Abdruck der Schulordnung selbst zu warten. Auf diese Vorstellung ist zwar schon die andächtigste Resolution erfolgt „ Daß es Synodo frey stehe, die vorerwähnte Clevische Schulbücher auf das neue zum Gebrauch der Schulen dieses Landes, innerhalb desselben mit Abänderung des Titels und der Localumstände abdrucken zu lassen, und sodann die gemachte Abänderung vor dem Abdruck wieder zur gnädigsten Bestätigung einzuschicken. “

Gleichwohl hat die Synode bey der letzten vorjährigen Versammlung gut gefunden, nochmahls durch eine wiederholte Vorstellung für die Gemeinden um die Beybehaltung einer freyen Wahl der in den

von derselben unfres Bedünkens sehr weislich darin angebracht'n Verbesserung. Denn warum sollen in den Schulen einer und eben derselben Synode, die in allen übrigen Stück'n miteinander übereinstimmen, die nunmehr einerley Ordnung, einerley Reglement haben, die einerley Lehrmethode folgen sollen, und alle unter einer und derselben allgemeinen Aufsicht stehen — warum sollen in solchen Schulen verschiedene, warum nicht auch einerley Bücher gebraucht werden? — So lange die Wahl solcher Bücher jedem Consistorio überlassen bleibt, steht nicht zu erwarten, daß jedesmahl, und überall grade die besten und zweckmäßigsten Bücher werden gewählt werden. Auch ist mit Grund zu besorgen, daß nun manches Consistorium die Wahl solcher Bücher widerum dem Schulmeister überläßt, und wer kann es dann hindern, daß nicht hier und da nach wie vor Gerstegens oder andre nonsensicalische Kopf und Hert verwirrende Bücher eingeführt und gebraucht werden?

den Schulen zu gebrauchenden Lesebücher anzuhalten. i) damit indessen die hierdurch verursachte Zögerung

i) Es sey mir erlaubt, da wir über jeden Gegenstand in dieser Sache unpartheyisch unsere Meinung gesagt haben, auch hier offenherzig zu erklären, daß uns dieser Schritt der Synode nicht ganz gefallen will. Durch die so feste Beharrung der Synode auf diesem Punkt ist doch nun schon der Abdruck der an sich so heilsamen Schulordnung verögert, ihre Publicität ihr öffentliches Ansehen verhindert, ihr Inhalt, ihr Werth, ihre verbindliche Kraft ist nun nicht so zur allgemeinen Kunde gekommen, wie es ohne diese Zögerung geschehen seyn würde. Mittlerweile ist nun schon die traurige Gährung unter den Schulmeistern entstanden, und vieler Gemüther sind nun schon im voraus dagegen eingenommen, alles das wird nun auch die eigentliche Einführung und allgemeine Befolgung derselben in der Zukunft erschweren. Und ist nicht das schon Nachtheil genug, daß das Gute, das durch die frühere allgemeine Einführung desselben hätte gestiftet werden können, durch diese Zögerung so lange zurückgehalten worden, so lange unterdrückt ist? — Alles Folgen der so festen Beharrung der Synode auf diesem einen an sich so geringfügigen Punkt, der ohnehin nichts wesentliches vor sich, wohl aber viel gegen sich hat — Es hat dem Herrn Einsender zwar nicht gefallen, uns die Ursachen, warum die Synode so fest auf diesem Punkt besteht, bekannt zu machen, indessen was könnten es wohl für Ursachen seyn? Hoffentlich doch keine wirkliche Einwendungen gegen den innern, längst entschiedenen Werth der hier von der Regierung vorgeschlagenen, von der Clevischen Synode herausgegebenen Schulbücher? Und gesetzt, die Synode hätte hieran noch dies und jenes auszusetzen, es schiene ihr noch eines und das andere daran zu fehlen; so ist ja auch diesem Einwurf durch die oben angeführte Resolution der Regierung weißlich begegnet, und es muß der Synode ja leicht seyn, bey einem ihr bewilligten neuen Abdruck derselben solchen Mängeln abzuhelfen. — Vielleicht fürchtet auch die Synode bey der allgemeinen Einführung dieser Schulbücher eben dieselbe Schwürigkeit, die sich auch an so vielen Orten, zumahl im Bergischen der Einführung der neuen Gesangbücher entgegensetzt. z. B. die besonders für dürftige Eltern zu schwere Kosten und dgl. Aber diese Schwürigkeit kann ja leicht, so wie auch hier geschehen ist, dadurch gehoben werden, daß man für einen wohlfeilen Preis dieser Bücher sorgt, und daß sie den Kindern armer Eltern unsonst gegeben werden. Ueberhaupt finden sich bey jeder neuen, auch bey der heilsamsten Einrichtung Schwürigkeiten,

gerung des Abdrucks dieser Schulordnung die Einführung derselben nicht aufhalte, so ist zugleich bey eben dieser Synodalversammlung folgender Schluß abgefaßt:

„ Der übrige Inhalt der Schulordnung aber muß von den Gemeinen befolgt werden, was Endes ihnen dieselbe zur Einführung abschriftlich communicirt werden soll “

Was nun die Schulmeister- und Küsterordnung betrifft; so ist gleich nach dem Abdruck derselben jeder Gemeinde ein Exemplar zugestellt, und dabey, wie Sie gleichfalls aus den Acten auszügen, die hier beyliegen, sehen, allen Consistoriis aufgegeben, dieselbe dem Schulmeister zur Unterschrift vorzulegen, und jeden ohne Ausnahme zur Befolgung derselben anzuhalten.

Dies ist der wahre Verlauf dieser ganzen Sache. Woher es indessen kömmt, daß untre Schulmeister, wenigstens manche derselben so schreyen, und nach ihrem eignen Ausdruck in solche Sährung gekommen sind, das läßt sich leicht erklären. Manchem ist alles, was nur einigermaßen vom alten Schlenodrian abweicht, schon deswegen, weil es neu ist, anstößig, und ihm ein hinlänglicher Grund, es ohne alle weitere Prüfung für verwerflich zu erklären. Viele wollen auch aus Eigensinn, andre aus Gemächlichkeit, lieber bey ihrem alten Leisten bleiben; hierzu kömmt nun auch bey vielen (und das ist

aber die meisten sind doch von der Art, daß man sie leicht überwinden kann, wenn man nur ernstlich will. Vielleicht ist es auch die Vorliebe mancher Synodalglieder für andre auch gute Schulbücher, die bereits schon eingeführt sind, und die man also nicht gern als unnütz wegwerfen wil — Gut ist freylich gut, aber besser ist doch besser, und die Gründe für die allgemeine Einführung von einerley Bücher sind doch immer überwiegend. Derjenige, dem es um die Beförderung einer allgemeinen guten Sache ernstlich zu thun ist, opfert gern seinen Privatgeschmack dem allgemeinen Besten auf, zumahl, wenn ihm statt des guten, was er bisher dafür erkannt hat, wie hier gewiß der Fall nicht ist, nicht etwas schlechteres aufgedrungen wird.

ist grade bey den Dümlichsten und Unwissensten der Fall) ein gewisser Stolz und Eigendünkel hinzukraft dessen sie sich einbilden, über alle Belehrungen und Zurechtweisungen erhaben zu seyn, und keiner ferneren Vorschriften und Rathgebungen, zumahl von ihren Predigern, als welche selbst niemals Schule gehalten, zu bedürfen. Eben dieser Stolz verhindert sie, es einzusehen, daß auch in der Kirche Gottes (womit nach unsrer Verfassung die Schulen aufs genaueste verbunden sind) Vorgesetzte und Regierer seyn müssen, deren Vorschriften und Verordnungen man Folgsamkeit und Gehorsam zu leisten schuldig ist. Dieser Gehorsam steht ihnen nicht an, das ist ihnen so sehr zuwider, daß sie der Aufsicht und Prüfung von Seiten ihrer Prediger und der Inspectoren der Classen sollen unterworfen seyn. Nun schreyen sie über Gewissenszwang und Sklaverey — Schrieb nicht selbst grade derselbige Schulmeister, wovon in dem letzten Blatt der Unterh von vorigen Jahr die Rede ist, und der den Beruf nach H. abschlug, schrieb er nicht geradezu: er kenne zwar die Schulordnung nicht, der er sich zu H. unterwerfen solle, aber er sey doch überzeugt, daß sie für jeden freyen Schulmeister sehr drückend sey. k) Auch mag hier nicht unbemerkt gelassen werden, daß der gleich anfangs erwähnte Fanatismus nun einmahl fürnehmlich durch die Schulmeister gesucht hat sein Regiment in unserm Lande befestigen und ausbreiten zu wollen, jetzt aber, nun er fürchtet, daß durch die Schulordnung, und eine genauere Aufsicht über die

Schu-

k) Was sich doch diese Leute von Freyheit für Begriffe machen mögen! Vielleicht grade so wie der gewesenen völländischen Patrioten — Aber aus welchem Grunde betrachtet sich dieser als einen freyen, das heißt nach seinem hier gegebenen Begriff: einen an keine Schulordnung gebundenen Schulmeister? Sind denn die Schulmeister von Ketwig und Mülheim an der Rhur von dem Clevischen Schulreglement dispensirt? und warum? Anm des Einsenders. de jure sind sie nicht dispensirt, ob sie es aber vielleicht de facto sind, werden die Herren Prediger und Consistorialen daselbst am besten wissen. Antwort d. S.

Schulen ihm seine Herrschaft geraubt werden will, nun bietet er alle seine Kräfte auf, setzt alles um sein wankendes Ansehen zu behaupten, in Bewegung, und scheut sich nicht die heilsamsten von der Hochpreislichen Landesregierung selbst verordnete und bestätigte unter der Aufsicht der ganzen Synode getroffene Anstalten zu verschreyen und zu verlästern. Proben davon sind nicht allein die beyde in d. n. Unterhaltungen abgedruckte Briefe, sonderu auch noch insbesondere ein Pasquil, wovon selbst ein Schulmeister der Verfasser ist, nemlich der bekannte Schulmeister H\*\*\* zu Gr\*\*\*\*th, ein Mann, der nach Rabeners Vorschlag sich einen großen Jungen hält, der seine Schule versteht, während daß er selbst Acten schreibt; dieser hat einige Bogen voll hämischer Anmerkungen über die Schul- und Schulmeisterordnung geschrieben, die im Lande herumschleichen, und die er besonders unter seinen Amtsbrüdern circuliren läßt. 1) Und werden sie es wohl glauben, wenn ich ihnen sage, daß der in dem Brief eines Reisenden im vorletzten Blatt der Unterhaltungen vorigen Jahrs so sehr gerühmte Gelehrte, der eine Geschichte der Volksschulen im Herzogthum Berg u. s. w. in Arbeit haben soll, kein anderer ist, als eben dieser Actenschreiber H\*\*.

Ich überlasse das, was sich bey dieser Gelegenheit mit so vieler Arbeit zum Lobe unsrer Landesregierung sagen ließe, der Empfindung eines jeden Lesers, der gewiß mit uns einstimmen wird, daß wir Protestanten im Bergischen Ursache haben, uns Glück zu wünschen, unter dem Schutz einer solchen Obrigkeit zu stehn, die auf eine so zweckmäßige Art sich die Verbesserung auch unsrer Schulen angelegen seyn läßt, und deren würdige Chefs, der Canzler, Herr Reichsgraf von Nesselrode, und der Vicecanzler, Herr von Knap hier öffentlich genannt zu werden verdienen, als Männer, die selbst die thätigste Beförderer solcher Verbesserungsanstalten sind, und mit ächten Patriotismus auch ohne Rücksicht auf Religionsunterscheid das Gute überall thätig zu befördern suchen.

1) Und was sagt denn die Synode dazu?

D. S.

## 6.

## Nachschrift der Herausgeber.

zu dem im vorigen Blatt enthaltenen Bericht  
über die Schulverbesserungsanstalten im  
Bergischen. \*)

Während daß wir vorstehenden Bericht zur Presse beförderten, wurde uns zugleich von einem andern schätzenswürdigen, gleichfalls der Sache ganz kundigen Mann, dem wir ebenfalls hier öffentlich dafür danken, eine gründliche Nachricht über diese Sache gegeben, die nicht allein mit vorstehenden dem Hauptinhalt nach übereinstimmt, und ihm also zur völligen Bestätigung dienet, sondern worin auch noch besonders folgende Umstände gemeldet werden, die wir hier nun auch noch wörtlich mittheilen:

„Ehe der Entwurf zur Schul- und Schulmeisterordnung angefertigt wurde, wurde jeder Gemeinde aufgegeben, eine Abschrift oder einen Auszug aus dem Beruf ihres Schulmeisters einzusenden, um darauf Rücksicht nehmen zu können.“

XV. U. III. Jahrg. Bl. 7

Ⓒ

„Der

\*) In diesem Bericht ist bey dem Abdruck aus Versehen eine ganze Zeile ausgelassen worden, nemlich Seite 91 wo es heißt: die bergische Schulordnung sey theils aus dem R. Pr. allgemeinen Stadt- und Landschulreglement aufgesetzt, da muß noch hinzugesetzt werden: theils aber aus dem gleich anfangs erwähnten Cleo- Märkischen Schulreglement.

„ Der nun fertige Entwurf circularte durch alle Gemeinen. Das eine Consistorium machte weniger, das andere mehrere Anmerkungen haben, die doch alle, so viel ich derselben gesehen habe, dahin zielten der rechtschaffenen Schulmeister zu schonen, und ihnen allen Verdacht einer sich über sie anzumassenden Herrschsucht zu benehmen. Ich weiß auch zuverlässig, daß wenigstens ein Prediger die beyden Aufsätze zweyen rechtschaffenen Schullehrern in die Hände gegeben, und ihre Erinnerungen sich ausgebeten hat, welche dann auch wirklich benutzt sind, also daß es wenigstens im ganzen nicht wahr ist, daß keinem Schulmeister vorher etwas davon wäre gesagt worden, oder daß bey Verfertigung der Schulordnung kein einziger erfahrener Schulmann zu Rath gezogen wäre. “

„ Unter den zu dem Synodal. Convent deputirten Predigern und Eltesten waren gewiß viel edel, denkende Männer, auf die nicht der geringste Verdacht fallen kann, als hätten sie die mindeste Absicht gehabt, einen Schulmeister zu kränken. Im Gegentheil, alles wurde aufs genaueste untersucht, manches weggestrichen, was nur einen Schein von Herrschsucht hätte geben können. Kurz ich bin gewiß versichert, daß wenigstens die mehresten unter diesen Männern nach der Grundregel handelten: Alles was ihr wollet, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen. “

„Nicht auf die Schulmeister-Ordnung, sondern bloß auf die Schulordnung und fürnemlich auf die in derselben vorgeschriebene Lehrmethode hat es seine Beziehung, wenn es in unsren Synodalakten heißt, daß man die alte bereits im Amt stehende Schulmeister mit der Unterschrift verschonen solle, weil man von alten Männern nicht fordern könne, sich nach einer neuen Methode zu richten. \*)

„Ich lege von der Schulmeister- und Küterordnung ein Exemplar bey. Lesen Sie dieselben, und urtheilen Sie, ob etwas verfängliches darin sey? ob nicht jeder rechtschaffene Mann, dem sein Gewissen mehr gilt, als alle Gesetze, sie unterschreiben kann? — — ich bedaure nur, daß eine Sache, die dazu dienen sollte, unordentlichen und pflichtvergesenen Schulmeistern eine Hemmkette anzulegen, so gemißdeutet wird, und daß selbst sonst brave Männer sich von dem Strohm ihrer Aftercollegen hinreißen lassen. Dem Gerechten ist doch kein Gesetz gegeben, sondern dem Gottlosen und dem Sünder! 11

So weit dieser zweyte Bericht. Nun also noch zum Beschluß ein Wort über die quästionirte Schulmeister-Ordnung selbst. Wir haben beyde mit Bedacht gelesen und geprüft, und machen es uns zu einer freudigen Pflicht, hiemit öffentlich zu bezeugen, daß was die so sehr gerügte Schulmeister- und

G 2

Kü.

\*) Auch das bestätigt sich ganz deutlich aus den uns mitgetheilten Actenauszügen.

Küsterordnung betrifft, wir auch durchaus nichts, nicht das mindeste darin gefunden haben, was nicht jeder vernünftige und rechtschaffene Schulmann auch ohne Gesetz freywillig als Pflicht erkennen wird, nichts, wozu nicht auch alle Schulmeister in hiesiger Provinz theils nach ihrer Vocation, theils nach unserm bekannten Schulreglement verbunden sind. Nichts was nicht dem Zweck ihres Amtes und den damit verbundenen Pflichten völlig gemäß ist, und es ist so weit davon entfernt, daß dadurch von Seiten der Prediger eine ungebührliche Herrschaft über die Schulmeister sollte behauptet seyn, daß vielmehr wo von der Subordination der Schulmeister die Rede ist, ihren Vorgesetzten selbst die gehörigen Gränzen ganz richtig vorgezeichnet werden. \*)

Was nun die noch ungedruckte, aber doch bereits approbirte, auch schon allen Consistoriis zum Gebrauch

\*) Zum Beweise setzen wir die beyden Paragraphen, wovon dieser Subordination die Rede ist, wörtlich hiehin. § 9. „Die Schulmeister sollen ihren vorgesetzten Synoden, Klassen, Consistorien, Predigern und Scholarchen allen schuldigen Gehorsam erweisen, ihren Verfügungen sich unterwerfen und ihnen nie ungebührlich begegnen. Es soll aber auch denselben nie etwas über ihr Amt aufgebürdet werden. §. 10. Die Schulmeister sollen sich in allen Schulsachen des Rathes und Gutachtens ihrer vorgesetzten Consistorien bedienen: auch sind sie ihren vorgesetzten Predigern in allem, was in ihr Amt läuft, auf Erfordern Rechenschaft zu geben, und fernere Anweisungen in der vorgeschriebenen Lehrmethode und Disciplin von ihnen anzunehmen schuldig.“

brauch ihrer Schulen abschriftlich mitgetheilte Schulordnung betrifft, so ist dieselbe nach eben der Ordnung, wie auch unser Cleo. märkisches Schulreglement abgefaßt, dessen vorzüglicher Werth längst entschieden ist; und da die Bergische auch dem Hauptinhalt nach, bloß einige auf local. Umstände sich beziehende kleine Veränderungen und Zusätze ausgenommen, mit jenem auch beynabe wörtlich übereinstimmt, so verdient sie auch mit diesem Schulreglement gleiches Lob.

Und nun, was sollen wir nach diesem allem von den beyden anonymischen Verfassern der in den letzten vorjährigen Blättern enthaltenen Briefen urtheilen? Entweder, daß sie die von ihnen so verschriene Schul- und Schulmeisterordnung gar nicht gelesen haben, und also etwas verlästern, was sie nicht einmal kennen, — oder wenn sie dieselbe gelesen haben, daß sie durch diese Briefe nicht anders gesucht haben, als aus den unwürdigsten Bewegungsgründen dem über diese Sache noch nicht hinlänglich unterrichteten Publikum Staub in die Augen zu werfen, die Prediger bey ihren Gemeinen verdächtig zu machen, andre ihrer besser denkenden Amtsbrüder schon voraus gegen eine gute Sache einzunehmen, und auf die Art, so viel an ihnen ist, dem Guten entgegen zu arbeiten.

Daß sie unsre Blätter haben mißbrauchen wollen, diese ihre unwürdige schlechte Absichten befördern zu helfen,

Helfen, verzeihen wir ihnen gern, weil sie uns das durch Gelegenheit gegeben haben, der guten Sache öffentlich das Wort zu reden, und zugleich andere ihrer bessern Amtsbrüder, die vielleicht durch sie und ihres gleichen möchten irreführt worden seyn, oder noch in Gefahr stünden irreführt zu werden; in den Stand zu setzen, in dieser für sie so wichtigen Sache mit eigenen Augen zu sehen, welches zugleich das beste Mittel zur Beilegung, und wie wir herzlich wünschen und hoffen, zur gänzlichen Aufhebung der traurigen Gährungen seyn wird.

---

## 7.

Wirkung der Einbildungskraft  
der Mutter auf ihre Leibesfrucht.

Bekanntlich ist schon lange her in dieser Sache für und wider gestritten worden. Und noch mag wohl die Parthey der Bestreiter dieses Einflusses — die auf Unbegreiflichkeit, auf Unmöglichkeit sich berufen — die stärkste seyn. Ich habe es aus manchen Erfahrungen gelernt, an das Unbegreifliche an das unmöglich scheinende mich gar nicht mehr zu stoßen. Habe ich einmal sichere Thatsache; nun dann mag die Unbegreiflichkeit sich sträuben, wie sie will, ich gebe ihr kein Gehör mehr.\*) Ich liefre hier

\* ) Ganz recht, was auch gewisse neuere Philosophen dagegen sagen mögen, die es sich einmal zum Grundsatz gemacht

Hier ein schriftliches Zeugnis in der innern verborgenen Werkstätte der Menschengeburten selbst datirt, zum Beweis, daß die Einbildungskraft der Mutter auf ihr noch unsichtbares Kind allerdings würde.

In

Haben, nichts zu glauben, sondern alles geradezu als falsch zu verwerfen, was sie nicht begreifen, oder wovon sie nicht a priori (durch Vernunftschlüsse) die Möglichkeit beweisen können. Diese Philosophen betrieben das nun einmal unmöglich zu nennen, wobey sie kein Verhältniß der Ursache zur Wirkung einsehen können. Man könnte ihnen recht geben, wenn sie sagten: wo gar kein Verhältniß der Ursache zur Wirkung da ist. Aber wo die Herren kein solches Verhältniß sehen oder begreifen, nun auch gleich zu schließen, daß gar keins da ist. — Das ist doch wohl etwas zu rasch geschlossen. Ich, z. E. bescheide mich gar gern, daß ich das Verhältniß eines Kirschkerns als Ursache zu einem dreißig Fuß hohen und dickstämmigen Kirschbaum als Wirkung nicht begreife, und doch zweifle ich keinen Augenblick, daß aus einem Kirschkern, ein solcher Baum erwachsen könne — In einer neuern Abhandlung über die Wunder in einigen der letzten Stücke des deutschen Merkurs vom vorigen Jahr findet man dieses als einen ersten Satz zum Grunde gelegt: wovon ich nach meinen Vernunftschlüssen das Verhältniß zwischen Wirkung und Ursache nicht einsehe, das ist unmöglich — folglich auch nicht wahr, und wenn auch tausend Zeugen die Sache bestätigten. Was bey einem solchen Reasonement am auffallendsten ist, ist dieses, daß in demselben zugleich eine noch größere Unbegreiflichkeit und eine gänzliche moralische Unmöglichkeit als völlig wahr angenommen wird, nemlich daß tausend und mehrere Zeugen, die eine Thatsache bestätigen, und zwar eine solche, wobey es nur auf gesunde Augen ankommt, entweder insgesamt vorsätzliche Lügner oder Dummköpfe seyn — Wie weit fahret ist der obige Grundsatz: Wo man einmal eine gewisse zuverlässige Thatsache vor sich hat, sich an keine Unbegreiflichkeit zu setzen —

In meiner Nähe und Bekanntschaft hatte Hr. D\*\* ein Söhnlein von etwa sieben Jahren. Dieses Kind wurde von einem starken Nasenbluten befallen. Anfangs sahe man gleichgültig und unbesorgt zu. Das Bluten wurde heftiger, es hielt so lange an, daß die Eltern endlich besorgt wurden, und nachdem sie schon mancherley vergeblich versucht hatten, nach einem nahe wohnenden, mir auch wohlbekannten Wundarzt schickten. Dieser versuchte in der Eil verschiedenes, das aber auch alles nichts half. Die Mutter des Kindes, eben damals schwanger, gieng indessen aus dem Zimmer. Der Wundarzt war einer von denen, die nicht rein von Leichtgläubigkeit sind. Man hat mir oft, sagte er, ein Mittel gerühmt, das sehr wirksam seyn soll, Blut zu stillen. Wenigstens kann es nichts schaden, wir wollen es so gleich versuchen. Er ließ sich hierauf einen Strohhalm geben; diesen tunkte er in das aus der Nase des Kindes gelaufene Blut, und nun zeichnet er mit dem blutigen Halm allerhand Charaktere auf des Kindes Stirne — Gleich nach dieser Operation kömmt die Mutter zurück. Das erste, was ihr in die Augen fällt, ist ihr mit Blut bemahltes Kind. Sie weiß von der Bedeutung und der Absicht dieser fürchterlichen Inschrift nicht das geringste, erschriekt also heftig. Man erklärt ihr das Geheimnis, auch wird es mit dem Kind — freylich wohl ohne die Blutschrift — besser. \*) Nach gehöriger Zeit wird  
die

\*) Freylich wohl ohne die Blutschrift? Und doch kann dieselbe zur Stillung des Nasenblutens beygetragen haben.

Die Mutter von einem Söhnlein entbunden, und siehe! dieser neue Ankömmling bringt mit sich — das oben erwähnte schriftliche Zeugnis von dem allerdings möglichen Einfluß der Einbildungskraft der Mutter auf ihre Leibesfrucht. Seine Stirne war mit blutrothen Characteren grade so bezeichnet, wie es sein von dem Wundarzt gezeichneter älterer Bruder war.

Noch ein Beispiel: Ein mir wohlbekannter Schulmeister auf einem benachbarten Dorfe hat nur einen Arm. Der Linke fehlt ihm bis an den Ellenbogen. Von ihm selbst, so wie auch von seinen Eltern ist mir mehrmals die Ursache von dieser Verstümmelung erzählt worden.

In der Gegend des Orts war ein allgemein bekannter Bettler, der ehemals Soldat gewesen war, und wie er sagte, in einer Schlacht einen Arm bis an den Ellenbogen verlohren hatte. Dieser kommt  
vor

Die mit Blut gemahlte Charactere habens freylich nicht gethan, aber wahrscheinlich doch das auf die Stirne angebracht: und nun auf derselben durch die äußere Kälte der Luft gerinnende Blut — Mir ist wenigstens ein ganz ähnlicher Fall bekannt, wo bey einem jungen vornehmen Frauenzimmer ein einsichtsvoller und geschickter auch allgemein als solcher berühmter Arzt das häufige Nasenbluten nach dem vergeblichen Gebrauch aller übrigen Mittel endlich damit stillte, daß er dem Frauenzimmer mit ebendemselben aus der Nase laufenden Blut das ganze Gesicht waschen ließ, worauf es zur Stelle zu bluten aufhörte.

vor die Thüre des Hauses, wo die Eltern des Schulmeisters wohnten, und fordert einen Almosen. Die Frau giebt ihm ein Stück Brod. Der Bettler unzufrieden, will etwas bessres haben; da ihm die arme Frau nichts mehr zu geben vermag, und ihm nochmals die Schnitte Brod hinreicht, murret er und stößt sie mit seinem stumpfen Arm an ihren Ellenbogen. Die Frau erschrickt, schaudert und greift zugleich mit der flachen Hand an den Ellenbogen, woran sie war gestoßen worden. Da sie hernach von ihrer Schwangerschaft entbunden wird, bekommt sie ein Kind, das eben so einen Stumpfarm hat, wie der mürrische Bettler, und zugleich sieht man an der Stelle, wo die Frau, nach dem erhaltenen Stoß an ihren Arm hingegriffen hat, den Griff und die abgezeichnete Finger an dem Ellenbogen des Kindes, welche Zeichnung der Sohn (der vorerwähnte Schulmeister) noch jetzt vorzeigt, und gewiß auf seine Lebenszeit behalten wird.

S l.

## 8.

## Miscellanien.

## I. Folgen des unächten Patriotismus.

Man hat die Berechnung gemacht, daß in dem verfloßenen Jahr 2400 wohlhabende Familien aus Holland

Holland ausgewandert sind, und daß 80000 Menschen daselbst zu Bettlern geworden sind.

## II. Bevölkerung in den preussischen Staaten.

In den gesammten Königl. Preussischen Staaten sind in vorigem Jahr 46672 Paar getraut, geboren 217579, gestorben 165876; der Ueberschuß der Geborenen über die Todten beträgt also 51763.

## III. Zufälliger Nutzen der Ohrenbeichte.

Daß die Ohrenbeichte doch auch bisweilen Nutzen stiftet, zeigt folgendes: Im September vorigen Jahrs brachte zu Wien ein Weltpriester dem Monarchen 10000 Gulden in Bancozetteln, die ihm in der Beichte als entwandte Gelder aus einer Kriegscasse zugestellt worden waren. Der Kaiser hat diese Gelder an den Hofkriegsrath mit dem Auftrag überschickt, daß man genau untersuchen solle, welcher Kriegscasse dieses Geld abgehe.

## IV. Menschlichkeit.

Die Quaker in Pensylvanien haben ein Beispiel gegeben, welches der Menschlichkeit Ehre macht. Sie haben allen ihren Mohrensklaven die Freyheit geschenkt, und die armen Afrikaner, welche ihre Dienste nicht verlassen wollten, nicht allein für völlig frey erklärt, sondern ihnen auch gleichen Lohn, wie ihren weißen

weißen Bedienten zuerkant, den sie ihnen auch richtig auszahlen. Zu Philadelphia haben sie zum Besten der Mohrenkinder eine wohleingerichtete und mit hinlänglichen Fonds zu ihrer Unterhaltung versehene Schule gestiftet, damit das künftige Pensylvanische Mohrengeschlecht darin eine vernünftige Erziehung erhalten möge. Man wünscht, daß die übrigen begüterten Einwohner der Amerikanischen Freystaaten einem so guten Beyspiel der Quaker folgen mögen. Daß es die englischen Unterthanen auf den Westindischen Inseln thun mögten, daran wird jetzt noch sehr gezweifelt. In den Amerikanischen Freystaaten dürfte indessen dem Afrikanischen Sklavenhandel vermuthlich bald ein gänzlichendes Ende gemacht werden.

#### V. Eine ganz neue Art von Zehnten.

Dr. Kay, Dechant von Lincoln hatte auf seiner Pfarre drey arme Familien, in deren jeder mehr als zehn Kinder waren. Bey dem Einsammeln seiner Zehnten verlangte der würdige Mann auch den Zehnten der Kinder. Voller Freuden ersuchten ihn die armen Eltern, zu nehmen, welche er wollte, und er nahm jeder Familie ein Kind ab, ließ es kleiden, und sorget jetzt auf die rühmlichste Weise für die Erziehung derselben.

#### VI. Literarische Nachrichten.

1. Bey Nicolai in Berlin sind, kürzlich gedruckt:

Drey

drey Lustspiele, welche Rußlands große Monarchin selbst wider Aberglauben und Schwärmeren geschrieben hat. Sie heißen: Der Betrüger. Der Verblendete. Der Sibirische Schaman.

2. Da das auch von uns bereits im Jahr 1786 im Monat März No. 35 und Mai No. 5 angezeigte Noth- und Hülfsbüchlein noch nicht herausgekommen ist; so hat diese Zögerung hie und da Zweifel veranlaßt, ob es je zu Stande kommen werde. Herr Becker, der Verfasser desselben macht daher bekannt, daß er freylich sich in Ansehung der zum Abdruck eines solchen Werks erforderlichen Zeit, in etwa verrechnet habe, daß aber doch jetzt schon der 15te Bogen unter der Presse, mithin ohngefähr schon die Hälfte des Ganzen vollendet sey, und daß auch nun der Druck ununterbrochen fortgehe; giebt aber auch zugleich zu bedenken, daß zu einer durchaus mit Holzschnitten gezierten Schrift, wovon 30 bis 40000 Exemplare abgedruckt werden müssen, viel Zeit erfordert werde, und daß ein paar Monate früher oder später nichts zur Sache thue.

3. Preisaufgabe: Es ist eine Belohnung von 400 Thlr. auf die beste, und Prämien von 150 und 50 auf die nächstbeste Beantwortung der Frage: Ist es nützlich oder schädlich, eine National- Tracht einzuführen? Von einem Unbekannten, unter dem Namen eines Freundes des Vaterlandes ausgesetzt worden. Vorschläge und Zeichnungen müssen mit  
der

der Abhandlung folgen, die Deutsch, Dänisch oder Französisch geschrieben, und vor dem Ausgang des Decembers an den Herrn Kammerhern von Suhm in Copenhagen eingesandt werden müssen.

## 9.

Fortsetzung des Reisejournals  
eines Preußen  
auf dem Marsch nach Holland.

Am folgenden Tage besahen wir auch die reformirte Kirche und probirten die neue ganz hübsche Orgel in derselben. Die jetzt noch nicht lange vollendete Verbesserung und Ausschmückung der Kirche verdankt die Gemeinde der Milde des verstorbenen Königs, und ein eigner Zufall war es, daß man den ersten Gottesdienst zur Einweihung der Kirche nach der Reparatur grade an dem Tage darin halten mußte, der zur Leichenpredigt auf den verstorbenen Königlichen Wohlthäter bestimmt war.

Von da giengen wir in die Carthaus, für Einsiedler immer ein erträglicher Aufenthalt, wie mich dünkt, denn die Leute dürfen sich den doch die Langeweile durch allerhand Handarbeiten, Zeichnen, Drechseln, Buchbinden und durch Anbauen ihrer kleinen Gärten, u. s. w. kürzen. Freylich das gar  
nicht

nicht Fleisch essen, möchte manchem Magen nicht sehr wohl thun, indes auch da thut die Gewohnheit viel und alles. In dem Convictorio sahe ich einige hübsche Gemählde, vorzüglich aber außerordentlich schöne Glasmahleren —

Wir besahen uns auch in dem Capuciner Kloster, und giengen hernach in die Societät, eine geschlossene Gesellschaft, die erst seit ein Paar Jahren errichtet ist, und aus den Honoratioren des Orts und einem Theil der Capitularherren besteht. Auch hier lernte ich mehrere gute Leute kennen, und ich muß es den Gliedern der Societät nachrühmen, daß sie dem sämtlichen Officiers unsres Regiments die ganze Zeit ihres hiesigen Aufenthalts einen freyen Zutritt verstatteten. Die Unterhaltungs- und Vergnügungsmittel dieser Societät sind Billard, Charten, Wein, Tabak, Zeitungen und Journale. —

Noch nie hab ich einen Ort gesehen in welchem die Mittel zur Befriedigung verschiedener Arten des Luxus in so gar keinem Verhältnis mit denen zur Beförderung der Aufklärung stehen, als hier: denn ist es nicht auffallend, daß ein Ort, der doch dreizehn größere und kleinere Weinbändler und vier Silberschmiede nährt, doch nicht einen einzigen Buchladen hat, selbst nicht einmal einen Buchbinder — doch würde man Unrecht thun, hieraus einen allgemeinen Schluß auf die Denkungsart und den Geschmack der Einwohner zu machen, unter denen ich doch manche habe kennen lernen, die viel Kenntnis, Geschmack und Bekanntschaft mit unsrer neuesten Litteratur zeigten. —

Die Gegend um die Stadt, besonders nach der Seite des Rheins hin, ist sehr schön, nur nahe um die Stadt fehlt es an schattigten Spaziergängen. Ich machte

machte unter andern mit meinen Hausgenossen einen sehr angenehmen Spaziergang nach dem Fürstenberg eine halbe Stunde vor der Stadt. Der Fuß dieses kleinen Berges, der durchaus mit Bäumen bepflanzt ist, stößt hart an das Ufer des Rheins. Von der Höhe des Berges, auf welchem oben eine Capelle steht, hat man eine ganz herrliche Aussicht, und man kann den Rhein in gleicher Richtung des Auges drey-mahl übersehen.

Den Mittwoch Nachmittag ritt ich mit meinem geselligen Wirth nach Marienbaum, einem angenehm gelegenen ziemlich niedlichen Dorf, eine Stunde von Xanten am Clevischen Wege, einer Allee, die ununterbrochen fünf Stunden weit bis nach Cleve fortläuft. Das Dorf hat seinen Namen von einem wunderthätigen Marienbilde, das in einem Baum gefunden seyn soll. Wir besahen hier das recht niedlich gelegene Brigittiner Kloster, in welchem das Bild aufbewahret, und welches von Mönchen und Nonnen zugleich bewohnt wird, die sich aber einander nie zu sehen bekommen, denn die Mönche dürfen zwar ausgehen, und selbst wochenlang aus dem Kloster abwesend seyn, nicht aber die Nonnen, die eine sehr strenge Clausur haben, und sich nie als hinter dem Gitter dürfen sehen lassen. Ich fragte den Pater \*\*\*, der die Gefälligkeit hatte, uns in dem gut angelegten Garten und im Kloster herumzuführen, und uns mit allen hiesigen Merkwürdigkeiten bekannt zu machen: Ob das Bild auch jetzt noch Wunder thue? Für den, der Glauben dran hat, sagte der Pater, dessen offene Bildung den freydenkenden Mann verrieth; Freylich, setzte er hinzu, das Bild selbst ist ein geschnitztes Stück Holz, das freylich nicht mehr Kraft hat, als jedes andre Stück Holz; auch, aber man kann sich das vorstellen, wie uns im Evangelio von dem Weibe erzählt wird, welches fest glaubte, wenn es den Saum von Christi Gewand anrühren würde, unfehlbar zu genesen, und nun auch wirklich genas; so kann es bey einem solchen Bilde auch der Fall seyn —

(Die Fortsetzung künftig.)

## 10.

Nuch einmal wieder was Politisches  
Um Schluß was poetisches.

Eine Nachricht aus dem Haag vom 12ten dieses Monats meldet, daß die Stadt Franeker, die vormals der Sitz der Wissenschaften und Gelehrsamkeit, aber in dem abgewichenen Jahr eine Freystadt der Rebellen gegen den Souverän war, zu einem bloßen Flecken gemacht worden. Die Staaten von Friesland haben die Thore der Stadt ausnehmen, und in die Hauptkirche auf das Chor bringen lassen, wo sie, an Betten angeschlossen, ein ewiges Denkmal dieser Empörung bleiben sollen. Zugleich sind der Stadt die zweytausend Gulden genommen worden, welche sie sonst jährlich zur Unterhaltung der Festungswerke bekommen hat. Der meiste Theil der Regenten ist suspendirt, und erst nach Erhaltung eines derben Verweises in ihre Posten wieder eingesetzt worden. Die Professoren Manger, Koopmann und van Korten sind abgesetzt und andere an ihre Stelle angeordnet worden. Ja man sagt gar, daß verschiedene Glieder der Staaten die Verlegung der Universität in Ueberlegung genommen haben. Ob gleich der meiste Theil der Regenten nach obgemeldetem Verweis in ihre Posten wieder eingesetzt worden; so ist solches doch nicht anders, als mit dem Vorbehalt geschehen, daß man durch

den Procureur . general diejenigen zur Verantwortung ziehen wird, die es verdienen; und dieses wird wohl die Ursache seyn, weshalb sich zwey Bürgermeister weggemacht haben.

Es heben Frieslands Staaten  
Zu Franeker die Thore aus.  
Das sind ja Simsons Thaten?  
Darum Philister bleibt zu Haus!

S — d.

## II.

Die schwarze Perüque  
oder; der Schein trügt.  
( Eine englische Criminalgeschichte. )

„Ihre Börse, Sir!“ sagte auf eine ganz höfliche Art, aber doch, um der Forderung etwas mehr Nachdruck zu geben, mit vorgehaltenem Pistol ein Mann in einem grünen Rock und einer schwarzen Perüque zu einem Reisenden. Zitternd langte dieser seine Börse hervor; der Mann mit dem grünen Rock steckte sie zu sich und rittte fort; Als er dem Reisenden weit genug aus dem Gesichte war, warf er die schwarze Perüque, die er nur, um sich unkenntlich zu machen, aufgesetzt hatte, von sich, und verfolgte ruhig seinen Weg. Nicht lange nachher kommt ein Landedelmann dieselbe Straße geritten,  
sieht

steht die Perüque da liegen, und um bey seiner Zu-  
 hauskunft seiner Frau und Familie einen kleinen  
 Spaß zu machen, setzt er die Perüque, die übrigens  
 noch gut und reinlich aussah, auf. Unterwegens  
 kehrt er noch in einem Wirthshause ein, um ein  
 kleines Frühstück zu nehmen. Bald darauf tritt  
 auch unser Reisender in eben dieses Wirthshaus  
 ein, um sich gegen seinen gehaltenen Schrecken mit  
 einem Glas Brantwein zu stärken. Kaum bemerkt  
 er den Edelmann mit der schwarzen Perüque, der  
 zum Unglück auch einen grünen Rock an hatte, als  
 er dem Wirth einen Wink giebt, ihm sein gehaltenes  
 Unglück kurz und gut erzählt, und mit der Betheu-  
 rung schließt: der Mann da mit der schwarzen Pe-  
 rüque sey es, der ihn beraubt habe. Auf die Ver-  
 sicherung, daß er dieses beschwören wolle, läßt der  
 Wirth den Junker sogleich arretiren, und alles sei-  
 nes Sträubens und Protestirens ungeachtet, muß  
 er es sich gefallen lassen, mit zur Stadt und zum  
 nächsten Friedensrichter zu wandern. Hier glaubte  
 er nun, sich bald rechtfertigen zu können, sobald  
 er sich nur für den, der er in der That war, für  
 den Edelmann \*\*, auf dem Landsitz \*\* wohnhaft,  
 zu erkennen gab, er erstaunte aber nicht wenig, als  
 ihm der Friedensrichter erwiederte, daß dieses noch  
 kein Beweis des nicht verübten Straßenraubes sey.  
 Seine Aussage, wie er zu der schwarzen Perüque  
 gekommen sey, wurde als eine kahle Ausflucht ver-  
 worfen, und als er zum Beweis, daß er diese Pe-  
 rüque heute zum erstenmal in seinem Leben auf dem

Kopf gehabt, seinen eigenen guten Haarwuchs vorzeigte, wurde dies selbst als ein den Verdacht gegen ihn vergrößernder Umstand angemerkt, und Se. Herrlichkeit bemerkten sehr weislich: es sey wenigstens eben so sehr, wo nicht noch mehr wahrscheinlich, daß er um sich unkenntlich zu machen, diese Perüque aufgesetzt habe, als bloß um einen Epafß zu machen. Unser Junker, der es selbst gesehen mußte, daß der Schein wieder ihn sey, und der zu seiner Rechtfertigung weiter nichts als das eigene Zeugnis seiner Unschuld, das auch dem größten Verbrecher zu Dienste steht, vorzubringen wollte, gerieth in keine geringe Verlegenheit, als der Richter, nachdem der Kläger es förmlich beschworen hatte, er und kein anderer sey der Räuber, anfieng, vom Hängen zu sprechen. Man weiß, daß die englischen Geseze mit Straßenräubern wenig Umstände machen. Es sah also wirklich um den Hals des guten Edelmanns sehr mislich aus, und er fürchtete jetzt im ganzen Ernst, daß er seinen so ganz unschuldigen Epafß theuer werde bezahlen müssen. In der That kam es nun auch so weit, daß ihm als einem des Straßenraubs überwiesenen Verbrecher die Sentenz sollte gemacht werden, als unter den Zuschauern des Verbörs einer auftrat, und den Richter bat, ihn anzuhören, weil er noch etwas zu Gunsten des Beklagten vorzubringen habe, zugleich ersuchte er, daß der Kläger so lange abtreten möchte. Als dies geschehen war, fieng er an: Ich habe diesen Edelmann schon lange als ei-

nem

nen rechtschaffenen Mann gekannt, alle seine Nachbarn werden ihm auch dasselbe Zeugniß geben. Seine Vermögens - Umstände sind auch so beschaffen, daß er nicht nöthig hat, sein Glück auf der Landstraße zu suchen. Der gegen ihn geschworene Eid könnte nur dann etwas gegen ihn beweisen, wenn zuvor es bewiesen wäre, daß in diesem Fall der Kläger sich schlechterdings nicht habe irren können. Daß er aber würtlich sich geirrt habe, ist nicht allein möglich, sondern auch sehr wahrscheinlich; er hat, wie er selbst gesteht, den Junker nur das einzige mahl in seinem Leben, und also unter solchen Umständen gesehen, wo die Angst und das Schrecken bey einem vorgehaltenen Pistol ihm gewiß nicht die Fassung ließen, seinen Mann so genau zu bemerken, um ihn sogleich wieder zu kennen, und ihn nie mit einem andern zu verwechseln. Ich halte immer dafür, die schwarze Perüque und der zufällige Umstand des grünen Rocks allein habe ihn zu dem Irrthum verführt. Daß ich in diesem Stück richtig urtheile, fuhr er fort, davon könnten wir gleich, wenn es Ew. Herrlichkeit gefällig wäre, eine Probe machen. Ich habe, wie Sie sehen, auch einen grünen Rock an, ich glaube, wenn ich nun auch die schwarze Perüque aufsetze, unser Mann würde mich nun eben so gut für den Räuber ansehen, als er vorhin den Edelmann dafür angesehen hat. Der Richter ließ sich diesen Vorschlag gefallen. Der Edelmann wurde in ein anderes Zimmer gebracht, der Fremde setzte die schwarze Perüque

rüque auf, und nun wurde der Kläger wieder hereinggerufen. Besteht ihr noch, fragte der Richter, auf eurer Aussage, daß dieser Junker hier es sey, der euch beraubt hat? „Ja“ Seyd ihr euch auch wohl bewußt, in der Person nicht zu irren? „Vollkommen“ Wollt ihr das auch nochmals beschwören? „O ja“ — Und doch ist offenbar, daß ihr euch sehr grob geirret habt, sagte der Richter, der nun den Edelmann wieder hereintreten ließ — Der Kläger stand einen Augenblick erstaunt, doch ohne verwirrt oder beschämt zu werden, ergriff er gleich das Wort wieder und sagte: Ich sehe es nun wohl ein, und muß es gestehen, daß ich mich an dem Edelmann geirrt habe, ich erkläre ihn für völlig unschuldig; aber dieser Mann hier, der jetzt die schwarze Perüque auf hat, der ist der Räuber, darauf will ich tausend Eide schwören — Sehen Sie, fiel dieser ein, Sehen Sie, daß ich recht habe? Die schwarze Perüque hat den Mann verführt; ich glaube sogar, wenn Ew. Herrlichkeit einmal die Perüque aufsetzen wollten, er würde behaupten, Sie selbst wären der Räuber — Freylich, sagte der Richter, und drohete dem Kläger, der noch weiter sprechen wollte, ihn noch oben drein wegen seiner falschen Anklage zur Strafe zu ziehen, wenn er nicht gleich schweigen und sich nicht augenblicklich entfernen würde.

Der Edelmann dankte seinem Erretter auf das verbindlichste, und lud ihn ein, ihn nach seinem Lande

Sandfäß zu begleiten. Untertwegens fragte er ihn, was ihn doch zu dem drolligsten Einfall, womit er ihn gerettet, veranlaßt hätte? „Ihr Ehrenwort, Sie! daß Sie mich nicht verrathen wollen.“ — Der Edelmann versprach: Wohl an, sagte jener, so wissen Sie, ich bin es selbst, der den Mann beraubt hat. Nicht Gewohnheit, nur eine dringende Verlegenheit, worin ich mich befand, trieb mich dieses einzige mahl zu diesem Schritt, den ich im Grunde verabscheue, den ich aber nächstens, da ich wieder bey Gelde sein werde, durch Ersatz des geraubten wieder gut zu machen gedenke. Als ich hörte, daß ein Unschuldiger für meine That büßen sollte, entschloß ich mich, mich lieber selbst anzugeben als noch diese neue Schuld auf mein Gewissen zu laden. Da der Mann seine Behauptung bloß auf den Umstand mit der schwarzen Perüque bauete; so gab mir dieses den Gedanken ein, Sie auf die Art, wie es wirklich geschehen ist, zu befreien, ohne daß ich nöthig hatte, mich selbst anzugeben.

---

## I 2.

Eine ganz neue Methode  
zur Befriedigung der Wißbegierde.  
(Eine wahre Anekdote.)

Gewöhnlicher Weise folgt die Strafe erst auf das Verbrechen. Wie soll sie demselben vorhergehen.

Im Kriege ist es freylich nichts seltenes, daß man einen Spion hängt, auch wenn er das was ihm nun einmal als ein Verbrechen angerechnet wird, — was man doch zugleich an den eigenen Kundschaftern rühmt und belohnt — noch nicht vollzogen sondern sich deselben nur verdächtig gemacht hat. Es geschieht das eines Theils, um das Handwerk eines Kundschafterß zu infamiren, theils aber um denjenigen, der sich damit abgiebt schon im voraus auf die kräftigste Art daran zu hindern; denn Niemand wird es wohl in Abrede stellen, daß das Hängen an sich ein sehr wirksames Mittel ist, einem jeden Verbrecher die fernere Begehung seines Verbrechens, und folglich einem Kundschafter das fernere Kundschaffen unmöglich zu machen. Der umgekehrte Kasus, jemand zu hängen, um ihm die Begehung dessen, was nun einmal im Kriege als ein hängenwürdiges Verbrechen betrachtet wird, zu erleichtern, kurz einen Kundschafter zu hängen, damit er desto besser spioniren könne, ist wohl unerhört, wenigstens ganz einzig in seiner Art, desto auffallender und merkwürdiger ist nachstehende uns eingesandte wahre Anekdote, die auch zum Beweise dient, was die Erfindungskraft des Menschen vermag.

In einem der letztern Kriege war dem General der \*\*\* Armee äußerst daran gelegen, die Stärke oder Schwäche des feindlichen Heers ziemlich genau zu wissen. Er hatte deswegen einen sehr hohen Preis

auf diese Entdeckung gesetzt, aber immer waren die Nachrichten, die er bisher darüber einzog, höchst unsicher, unzulänglich und widersprechend gewesen. Endlich entschloß sich ein junger kühner Officier seines Heers zu einer That, wodurch er zu dieser so wichtigen Gewißheit zu gelangen und zugleich die vorzügliche Gunst seines Generals sich zu erwerben hoffte. Nemlich er ließ sich in der völligen Kleidung eines Delinquenten, mit einem Stricke um den Hals, als ob er nach dem Kriegsrechte wegen eines Verbrechens aufgeknußt sey, an einem Baum hangend befestigen, der dicht an dem Wege stand, welchen das ganze feindliche Heer marschiren mußte; eine weiße Mütze war ihm so weit über die Augen gezogen, daß er ohne Furcht die ganze Mannschaft ziemlich genau überzählen konnte. Sie zogen vor, über; und schon freuete er sich heimlich, daß ihm sein Anschlag so wohl gelungen sey, als er auf einmal in dieser Freude auf eine entsetzliche Art gestört wurde. Ein Paar aus Müdigkeit zurück gebliebene Soldaten ließen sich gerade unter eben dem Baum nieder, an welchem er als ein Gehängter befestigt war. Kaum erblickten ihn unsre Helden, als der Eine mit lachender Mine zu seinem Kameraden sagte: „Bruder, dem Burschen da oben mögte ich wohl noch eins auf die Reise geben!“ und drauf sein Gewehr anlegte, um seinen Einfall wahr zu machen. Schnell hielt ihn der andre noch zurück und sprach: „Laß doch das Kamerad! der arme Schelm hat ja seine Strafe schon gelitten!“ und

So giengen sie nach einigem Wortwechsel weiter. Wie dem da oben zu Muthe gewesen seyn mag, läßt sich nicht beschreiben, aber gewis wird er sein kühnes Unternehmen verwünscht haben. Nach überstandener schrecklicher Todesfurcht wurde er bald darauf von einigen der Seinigen, die in der Nähe geblieben waren, wieder herabgenommen, um hernach seine Entdeckung mitzutheilen.

---

### 13.

#### Auszug eines Schreibens aus dem Haag vom 5ten Febr.

— Auch hier fängt man an, sehr stark zu magnetisiren. Hr. Armand, holländischer Gesandtschafts- prediger am französischen Hofe hat nach seiner Rück- kunft von Paris angefangen, die vom Meister Mesmer selbst erlernte Magnetisir- kunst an verschie- denen Damen und Herren zu versuchen, auch darin so wichtige Fortschritte gethan, daß nach seiner ge- wesenen Patienten Aussage in wenig Jahren, wenn man sich nur seiner Cur unterwerfen wollte, durch- aus keine Kranke in allen sieben Provinzen sein sol- len. Da bey sehr vielen Fällen die Kranke das an- gefochtene Glied nach Norden kehren müssen; so ist er jetzt, wie man sagt, auf Mittel bedacht, den Po- larstern

larstern zu vergrößern, damit man ihn besser finden und im Anschauen desselben von allen Krankheiten genesen könne. In der That diese Thorheit herrsche hier sehr stark, und vielleicht bin ich im Stande, Ihnen nächstens mehr bestimmtere Nachrichten davon mitzutheilen —

In Amsterdam hat man einen Ehrenbogen errichtet, in dessen Mitte ein großer Orange-Apfel hängt, mit der Umschrift: *Malum necessarium*, welches sowohl: ein sehr nöthiger Apfel, als auch ein nothwendiges Uebel heißt.

---

## 14.

### Etwas Schauerhaftes aus meiner Jugendgeschichte.

Obschon auf Universitäten die Zeit nicht langweilig zu seyn pflegt; so war mirs doch angenehm in den Ferien einige Wochen bey meinen Eltern zuzubringen. In diesen frohen und müßigen Tagen gieng ich, an einem Nachmittage, zu einem guten Freund auf einem nur eine Viertelstunde entlegenes Dorf. Unter angenehmen und munteren Gesprächen verlief uns die Zeit geschwinder als wir es wahrnahmen. Es war Nachts zwischen 11 und 12 Uhr! Da ich meinen Freund verlies. Auf meinem Rückweg

weg mußte ich nothwendig einen hohlen Weg, und zwar eben an einer Stelle querdurch passiren, die den fast allgemeinen Ruf hatte, daß da Gespenster, wie man sie nur wünschen mag, von aller Gattung rumorten. Schwarze Männer, glühende Männer, Männer mit dem Kopf unter dem Arm — riesenmäßige Hunde, Pferde, Todtengetöse und was man mehr für Gespenstereyen will, hauseten da. Eines hatte diese, ein anderes die andere Nacht sein Gaspolter. So ganz ohne Sorge war ich nun nicht, welche Spuckgattung auf diese Nacht die Ronde zu machen hätte. Indessen kam ich bey dem verschriebenen Fleck an. Hier gieng ein schmaler, kaum für einen Menschen zu passirender, sehr steiler Fußpfad herab in den tiefen hohlen Weg, just an dem fürchterlichen Fleck, wo die Gespenster ihre nächtlichen, eben in meine Stunde treffende Spuckereyen machten. Der Fußsteig war zu beyden Seiten mit Gesträuch bewachsen. Ich fieng an herab zu steigen. Kaum hatte ich 6 bis 8 Schritte gemacht, als ich ein dumpfiges Getöse und, durch das Dornegesträuch ein hohes Gerassel hörte. Ich stuzte, und freilich wünschte ich mich weit weg von hier. Ehe ich mich besann, kam das Gerassel und ein Stampfen mitunter näher, und so nahe auf mich an, daß ich in Gefahr war, es würde mich an die Nase stoßen. So nahe kam mirs, daß ich, obschon es ziemlich finster war — erkannte — lieber Leser erschrick nicht! — ich erkannte ganz deutlich, einen großen langen schwarzen — Todtensarg, der dicht nach meinem Kopfe

zu Herauffschwebte. Bey diesem schaurigem Gesichte, ohne recht zu wissen warum, oder wozu? gab ich einen Laut von mir, ich rief — ich will nicht sagen mit ganz frehem Muth — ich rief im eigentlichen Sinne erschrecklich laut: wer ist da! Ich sah zwar nichts mehr oder weniger als den schwarzen Todensarg, doch bekam ich Antwort, auf mein wer ist da? Ich seyn et — sagte mir ein unsichtbarer Mund in dortigem Dialekt — Wer seyd ihr, fragte ich nun etwas herzhafter? Ich seyn der Böcking von S\*\*. Wo seyd ihr — was habt ihr? war nun die Frage: Herr! sprach es: gestern ist mir en Tochter gestorben, ich habe ihr den Sarg zu N\*\* machen lassen, der wurde so spät fertig, daß ich ihn izt in der Nacht auf meinem Kopf nach Heim tragen muß. Nun dann gute Nacht für euch und für mich! Wäre mir meine Erscheinung nicht so gut erläutert worden, ich hätte immer glauben müssen eine ganz ächte Gespensterey gesehen zu haben.

S—1.

## 15.

## Sehr bitter.

Eine Anekdote aus dem Leben Königs  
Woldemar III. von Dännemark.

Dieser König, welcher in der zweyten Hälfte des

14ten

14ten Jahrhunderts über Dännemark herrschte, hatte das harte Schicksal, welches schon seinem Vater und Vorgänger in der Regierung Christoph II, der es ebenmäßig erfuhr, manche kummervolle Stunde gemacht hatte, einen Theil seines Adels und seiner Unterthanen mit aufrührischen Gesinnungen gegen sich erfüllt zu sehn. Er wandte sich daher im Jahr 1370 an den Kayser Carl IV, und an den Pabst Gregor XI, mit dem inständigsten Gesuch, ihm, je der auf seine Weise zur Wiederherstellung der Sicherheit und Ruhe in seinem Reich behülflich zu seyn. Der Kayser machte sogleich Anstalt, diesen so gerechten Wunsch zu erfüllen, der Pabst zauderte, ja er ließ sich durch Gegenberichte der Feinde des Königs verleiten, diesem Bann und Fluch anzudrohen, wenn er nicht die Forderungen seiner Ankläger befriedigte. Hierauf schrieb ihm der König Woldemar (welcher Name, wenn man ihn übersetzen wollte, so viel heißen würde, als sehr bitter) nach der Erzählung des königl. dänischen Geschichtschreibers J. N. Pontausns folgenden laconischen Brief:

„ Woldemar der König u. s. w. entbietet dem Bischof zu Rom seinen Gruß.

„ Das Leben haben wir von Gott, die Krone von unsern Unterthanen, den Reichthum von unsern Eltern, den Glauben von deinen Vorgängern. Wenn du uns nicht gewogen bist; so senden wir dir den  
 letztern

letztern durch gegenwärtigen Brief wieder zurück.  
 Gehab dich wohl. "

Als der Pabst diesen Brief erhielt, sagte er einmal über das andere mit Anspielung des Namens des Königs: valde amare, sehr bitter, der heilige Vater wuste nicht, daß es unter seinen Nachfolgern noch viel bitterer kommen würde.

---

## 16.

### Anekdote

zur Ehre des schönen Geschlechts.

Hugo Grotius wurde von dem Prinz von Oranien zu einer ewigen Gefangenschaft verdammt, weil er die Freiheit seines Vaterlandes herzhast vertheidigte. Alle Rechtschaffene wünschten seine Befreyung, und allein seine getreue Frau wußte sie durch ihre Klugheit zu bewerkstelligen. Grotius wurde von Zeit zu Zeit ein Koffer mit Büchern, (die er zu seinen gelehrten Ausarbeitungen nöthig hatte) zugelassen, welchen Koffer der Kommandant endlich ununtersucht hin und her bringen ließ, da er nach oft wiederholter Untersuchung nichts als Bücher, darinn fand. Die sorgsame Liebe der treuen Gefährtinn des Grotius kam auf den Einfall, ihren Gatten durch den Koffer zu befreyen, indem sie ihm dem Vorschlag that, er sollte sich statt der Bücher darin legen.

Diese

Dieser Anschlag gefiel ihm sehr wohl, er versuchte zu dem Ende verschiedene male in den verschlossenen Koffer (der nicht gar vier Schuh lang war) zu liegen; und als der Kommandant am 22 März 1621 verreiset war, ließ sie den Koffer mit dem geliebten Gatten wegbringen. Die Soldaten, die den Koffer herab trugen, klagten über seine Schwere und sagten zu einander: „ist der Armenianer wohl auch darin?“ Worauf sie sagten: „Es sind Armenianische Bücher.“ Als der Koffer von ihrer Magd (die um die Unternehmung wußte) begleitet nach Gorichem zu Daatselar, einem Feinwand- und Garnhändler (der ihre Commissionen von und nach Löwenstein, wo Grotius gefangen saß, besorgte) gebracht, und Grotius nach einer zwölfstündigen Einsperrung aus dem Koffer entlassen wurde, eilte er als Maurergeselle sogleich weiter, und kam den folgenden Tag nach Antwerpen, von wannen er an Prinz Moriz und die Generalstaaten schrieb, und seine Flucht mit der aller Menschen natürlichen Neigung zur Freyheit, und damit entschuldigte, daß er weder durchgebrochen, noch jemand bestochen hätte. Er gieng hierauf nach Paris, seine liebevolle Gattin aber wurde noch einige Zeit auf Löwenstein fest gehalten, und erst im September losgelaßen, da sie dann sogleich zu ihrem Manne nach Paris eilte, und in seiner Liebe die Vergeltung der ihrigen fand.

---

	Seite
11. Die schwarze Perüque, oder: der Schein trägt. ( Eine englische Criminalgeschichte.	114
12. Eine ganz neue Methode zur Befriedigung der Wißbegierde, ( Eine wahre Anekdote. )	119
13. Auszug eines Schreibens aus dem Haag vom 5ten Febr.	122
14. Etwas Schauerhaftes aus meiner Jugendgeschichte.	123
15. Sehr bitter, Eine Anekdote aus dem Leben Königs Woldemar 3. von Dännemark.	125
16. Anekdote zur Ehre des schönen Geschlechts von J. B.	127

Verzeichnis der Subscribenten  
in der Stadt Wesel  
Fortsetzung.

( Nach alphabetischer Ordnung. )

- M. Herr Manboom.  
 — von Mörster, Major.  
 — von Moos, Präceptor.  
 O. — Offelsmeyer, Feldprediger.  
 R. — Ragozky, Stadts Ropoist.  
 — Rasche.  
 — Reple.  
 S. — von Schöler, Obristwachtmeister.  
 — Schreve, Prediger.  
 — Siegfried, Landrichter.  
 — von Stöffer, Lieutenant.

- V. — Verhar, Bürgermeister und Landger. Assessor.  
 W. — Waltmann.  
 — von Wedel, Obersalzfactor.  
 — Westermann.  
 — Weinbagen, Med. Dr. und Stadtphysicus.  
 — Werle, Stadtreutmeister.

### Auswärtige Subscribenten

- A. Herr Arnken in Gahlen, Holz-Händler.  
 B. — G. & H. v. Beckerath in Creysfeld, Selbener  
 Fabriqueurs.  
 — Berghauff Kaufmann in Orsoy.  
 — J. W. Bredt in Schwelm.  
 — E. Braselmann in Schwelm.  
 — Bohnstedt in Essen.  
 — Bangen in Buchholz, Procurator.  
 — v. Berner in Dinslaken, Justiz Commissarius.  
 — Bimberg in Lünen, Schulze.  
 C. — Cherpain in Buchholz, Gerichtsschreiber.  
 — Clemens zu Rees, Vicarius.  
 — Crause zu Sevenar, Obristlieutenant.  
 — Cramer von Clauspruch Canonicus in Bonn.  
 — Mr. le Baron de Calcum á Wykrath.  
 D. — Dorsten Postamt.  
 — Freyherr von Düngellen zu Wische.  
 E. — Eich, Kaufmann in Geldern.  
 — Elsberg in Xanten, Stadts Secretair.  
 — Emonts in Xanten.  
 — Esch, Prediger in Moers.  
 F. — Frau Rentmeisterin Felderhold in Orsoy.  
 G. — de Gagen Doctor in Düsseldorf.  
 — H. I. Gerandt, Kaufmann in Buchholz.



Niederrheinische  
Unterhaltungen.

III. Heft.

Monat März.

1788.

Beim

bey Franz Jakob Röder, Buchb.



Schon dieser periodischen Schrift wird wöchentlich ein Blatt, einen Bogen stark, ausgegeben. Leser in entferntern Gegenden erhalten solche

monatlich geheftet, mit einem Umschlag, wie bei gegenwärtige versehen. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, welcher erst beim Empfang des letzten Stückes im Decemb. bezahlt wird, ist 1 Rthl. 18 Gr. Conventions-Münze, oder 2 Rthl. 6 Stüber hiesigen Geldes. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an den obgenannten Verleger in Wesel selbst wenden, welcher, so viel möglich, für die postfreie Versendung der Exemplare sorgen wird.

## I n h a l t.

	Seite
1. An den Herrn P. Neche in Hückeswagen, von J. M. Schwager.	129.
2. Fortsetzung des Reisejournals eines Preußen ic.	134.
3. Verwahrungs-Regeln bei grassirenden und ansteckenden Krankheiten. Ein Auszug des H. Dr. Kortum in Hochum Anweisung, wie man sich vor allen ansteckenden Krankheiten verwahren könne.	145.
4. Fortsetzung des Reisejournals eines Preußen ic.	161.
5. Neuere politische Merkwürdigkeiten.	172.
A. Aus Frankreich.	
B. Aus Neapel.	
C. Aus dem Sternenhimmel.	

# Niederrheinische Unterhaltungen.

1788. III. Jahrgang.

Drittes Heft. März.

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DUISSELDORF

Wesel, bey Franz Jakob Röder.

## I.

An Herrn P. Neche in Hückeswagen.

( S. Heft VII. 1787. S. 25. )

**I**ch habe mir etwas lange Zeit genommen, Ihnen, braver Traumkumpan! auf Ihr gütiges und mir so schmeichelhaftes Schreiben vom Jun. vorigen Jahrs zu antworten, theils, weil es mir würtlich an Muse gebrach, theils aber auch, weil ich Ihre Veranlassung nützen wollte, mich selbst noch genauer zu beobachten. Allein in der letztern Absicht gieng es mir, wie es mir oft bey ähnlichen Fällen gieng: je genauer ich auf meine Seele Achtung gab, je weniger gefiel es ihr, ihr Spiel zu verrathen, und, können Sie es glauben? seit meiner ersten Verrätherey, die ich öffentlich an ihr begieng, zog sie sich zurück, und ich habe nur einen

N. U. III. Jahrg. Bl. 9      3

eine

37 9 2968

einzigem Flug seit der ganzen Zeit gethan. Aber auch der hatte wenig zu bedeuten, nur daß er ganz anders war, als vormalß. Ich war zu Fuße, ich sahe einen breiten, geraden, aber äußerst steilen und kothigen Weg vor mir, der mich auf den Gipfel eines Berges führen sollte, und um mich der Mühe des Ersteigens zu erheben, setzte ich mich in den Flug, und war bald oben. Etwas saurer ward mirs freylich, als sonst, wenn ich mir von einer kleinen Anhöhe in den Flug setzte; das war natürlich, denn ich hatte dies ja auch an den Vögeln bemerkt, und das Costum zu verletzen mag ich so wenig träumend, als wachend. Dieser Flug wäre auch wohl unterblieben, wenn ich niemals geritten hätte; so aber bin ichs an meinem Pferde gewohnt, daß es sich bey Anhöhen in Gallop setzt, um bald hinan zu kommen, und diese Idee scheint sich meine Seele von meinem Rappen geborgt zu haben.

Ich muß Ihnen gestehen, daß ich kein so genauer Beobachter bin, als Sie; noch niemals ist mirs eingefallen, meine Disposition bey dem Schlafengehen des andern Morgens zu untersuchen, und da ich meinen letzten Flug schon gethan hatte, als ich Ihre vortrefliche Bemerkungen las; so hats mir seitdem an Gelegenheit dazu gefehlt. Aber das will ich Ihnen gern zugeben, daß Heiterkeit und dünnes Blut sehr zu solchen Spazierflügen disponire. Ich glaube also, daß wir Beyde, wenn wir auf dem Berge Aetna einschliesen, entsezliche Flüge unternehmen

men, und die Erde bald unter uns verschwinden sehen würden. Aber das weiß ich auch von mir, daß mich nie ein erhabenes Gedicht zum fliegen disponirt hat. Ich lese äußerst selten Gedichte, an erhabenen fehlt es ziemlich, wenn man sich nicht Bombast dafür verkaufen lassen will, und selbst Stubarts Hymne auf Friedrich II. hat mich zwar erschüttert — aber ich flog nicht. Eher würde mich eine komische Epistel disponiren, oder eine Ode, wie Zaupfers Ode auf die Inquisition, oder Blumauers Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit ringenden Katholiken, wo alle Saiten meiner Seele in Einklang gerathen: aber zum fliegen bringen sie mich nicht. Um desto eher glaube ich mit Ihnen an Munterkeit und heiterm Sinn, als Ursachen der Flüge unsrer Seele; diese Heiterkeit kann aber aus verschiedenen Quellen herfließen. Bey mir ist sie Natur; ein frecher Sinn war immer mein größter Reichthum, kein Kopfhänger konnte mir ihn wegseufzen, und selbst ein Kopfhänger zu werden, wäre eine Transsubstantiation gewesen, so arg sie sich kaum ein rechtgläubiger Katholische oder ein träumender Rosenkreuzer denken kann. Sollten mehr Leute wie wir im Traume fliegen; so ließe sich aus ihrem Benehmen dabey vielleicht auf ihr Temperament, oder von diesem auf ihre Art zu fliegen, zurückschließen, und da müßte es wohl dem Pfligmatischen, wenn sich seine Seele anders entschließen könnte den Versuch zu machen, überaus schwer fallen, sich von der Erde zu erheben.

Dem allen sey, wie ihm wolle; so möchte ich von unsern Flugträumen, da Hypothesen kein Geld kosten, noch wohl einige Muthmassungen weiter wagen. Sollte sich wohl jedesmal diese Idee von einer vorhergegangenen körperlichen Empfindung her schreiben? Mir deucht, wir könnten auch wohl Fälle annehmen, wo sich die Sache umgekehrt verhielte, dergleichen beym Wachen die körperliche Empfindung ist, die bey einem zum Schwindel geneigten Menschen bey dem Gedanken an eine gefährliche Höhe entsteht. Vor mehr als zwanzig Jahren bestieg ich z. E. den großen Thurm in Gröningen, dessen Spitze sich in einen ganz sichern Korb endigt; ich konnte nicht fallen, und doch hielt ich mich klüglich am Mastbaume, der Zug der Wolken ließ mich glauben, der Thurm schwanke mit mir, und drohte mir jeden Augenblick den Einsturz. Noch jetzt bleibt diese körperliche Empfindung bey mir ungeschwächt, wenn ich mich in jenen Korb wieder lebhaft hineindenke, und auch die Sympathie erzeugt bey mir diese Empfindung, wenn ich einem Schieferdecker am Thurme sehe, oder mir ihn oben beym Wetterhahnen denke. Ich kenne Leute, bey denen die durch eine solche Idee hervorgebrachte Empfindung ad ejaculationem feminis usque geht. Ich glaube aber auch einen Zustand der Seele im Traume, wo sie ganz unabhängig, ganz vom Körper losgemacht, wirkt, und es scheint mir fast, daß der Körper der Seele zum eigentlichen Denken weit entbehrlicher sey, als zum Erinnern. Die Seele denkt  
auch

auch im Traume ununterbrochen fort, wenn die äußere Maschine abgespannt ist, aber was sie gedacht hat, verfliegt weit eher wieder, als was sie bei offenen Augen und Ohren denkt. Ist *men<sup>o</sup> sana in corpore sano*; so giebt es mit unter warlich so gesunde Träume, so reines ununterbrochenes Fortdenken im Schlafe, so mancher helle Aufschluß, daß ich von einem solchen Traume immer zu früh erwache, oder mich ärgere, wenn die Phantasie wieder kömmt, dummes Zeug mit einzustreuen. Wie manchen, mich wenigstens befriedigenden, Aufschluß fand ich im Traume, der mich im wachenden Zustande floh, wenn ich auch Tagelang den Zeigefinger an die Nase legte, oder alle Federn zerbiß. Ich mögte die Methode, im Traume Philosophie zu studiren, freylich nicht empfehlen; aber seine Träume selbst zu studiren hilft warlich weiter, und giebt, denk ich, einen Faden, den man in der Ewigkeit weiter fortspinnen kann. Für Leibniz hab ich noch immer alle Achtung, aber seine Monadologie hab ich aufgegeben, ohne eine feste Hypothese zu haben, die ich an die Stelle setzen könnte; doch neige ich mich stark auf die Seite des Materialismus der Seele, wenn es einen Menschen in der Welt auffer mir interessiren kann, zu erfahren, was ich in diesem Stück glauben mögte. Wollten Sie mir also erlauben, meiner Seele einen Unterrock anzuziehen, (mit der Ihrigen können Sie es halten, wie Sie wollen,) und wollten Sie ihr aus baarer Güte eine dunkle Erinnerungskraft eines vorhergegan-

nen Zustandes, oder ein dunkles Divinationsvermögen des künftigen einräumen; so könnte uns unsere Kunst im Traume zu fliegen, wohl mehr werden, als bloßes Spielwerk der Phantasie. Ich denke immer, daß der liebe Gott noch mehr für uns zu besehen hat, als die Dinge desjenigen Planeten, auf dem wir jetzt noch herum kriechen, ob wir gleich auch damit noch längst nicht fertig sind; und auf den Fall wird ja er auch wohl für eine Kraft gesorgt haben, fortzukommen, ohne Blanchard zum Kutscher zu haben. Benneße mögte ich es voraussetzen, daß sie meiner Meinung sind, oder mit leichter Mühe werden dürften; und auf den Fall hab ich noch eine Hypothese, die Ihnen zu Dienste steht. Seelen, glaub ich, die so viel ähnliches mit einander haben, als die unsrigen, werden sich wohl auffuchen, um in Gesellschaft zu reisen. Sehen Sie mich also zuerst; so rufen Sie mir zu: ich bin Reche, und sehe ich Sie zuerst; so werde ich Sie benachrichtigen ich sey

Ihr getreuer Traumfreund,  
J. M. Schwager.

---

## 2.

### Fortsetzung des Reisejournals eines Preußen auf dem Marsch nach Holland.

Mit vielem Scharfsinn und eben so vieler Laune redete unser Führer zugleich über die Nothwendig-

wendigkeit der strengen Absonderung der Mönchen und Nonnen in diesem Kloster. Er zeigte uns, um uns von der Ordenskleidung der letztern einen anschaulichen Begriff zu geben, ein Gemählde, das in einem abgelegenen Winkel hieng, woben er bemerkte, daß viele Mönche im Kloster seyn, die dieses Bild noch nie gesehen, und vorsätzlich diesen Ort immer vermieden hätten, um es nicht zu sehen, und setzte er in französischer Sprache hinzu: die Leute thun sehr wohl daran, jeder muß sich selbst kennen, denn auch in unsern Adern fließt dasselbe Blut, wie auch in allen andern Söhnen Adams. — —

— — — — —  
 — — — — —

Den 11ten September erhielten wir endlich Ordre zum Marsch, und wir brachen wirklich den 12ten Morgens nach 6 Uhr mit wirklicher Rührung über die Trennung von unsren braven obgleich so neuen Freunden und gegenseitig begleitet von ihren herzlichsten Wünschen von Xanten nach Cleve auf. Mein freundschaftlicher Wirth hatte die Gefälligkeit uns zu begleiten, und um seinen willen ritten wir erst ein paar Stunden nach dem Ausmarsch des Regiments aus, welches wir aber noch auf der Hälfte des Weges wieder einholten. Etwa um elf Uhr erreichten wir die auf einer merklichen Anhöhe liegende sehr hübsch gebaute Stadt. Gleich nach Tisch gingen wir nach dem Thiergarten und den herrlichen Environs, die Cleve zu einer der angenehmen

nehmsten Städte in Deutschland machen. Die Natur hat in der That bey Cleve alles gethan, und man ist ihr durch die Kunst auf alle Weise zu Hülff gekommen, ihren Zweck zu erreichen. Der eigentliche Thiergarten ist rings umzäunt, um das Wild, das sich in ziemlicher Menge darin aufhält, zusammen zu halten. Eine lange grade Allee macht den Eingang, ohngefähr in der Mitte steht der Gesundbrunnen, nicht weit davon sind die Häuser für die Badegäste, imgleichen drey Springbrunnen übereinander mit einer sehr hübschen Cascade, das Wasser springt zu einer beträchtlichen Höhe; es war aber auch leicht das alles da anzulegen, weil noch wenigstens 36 Fuß über dem obersten Becken ein Quell ist, der das Wasser dazu giebt. Oberhalb den Fontainen ist ein sehr großer bedeckter Säulengang in Form eines Amphitheatrs angebracht, welches einen trefflichen Anblick giebt. Gegen über unterhalb den Fontainen steht auf einem hohen schmalen steinernen Pfeiler der so genannte eiserne Mann, eine menschliche Figur in voller Waffenrüstung; man weiß nicht mit Gewißheit zu sagen, woher sie rührt und was sie bedeutet. Am glaublichsten wird es für eine alte Waffenrüstung gehalten, die man zum Andenken an die ehemalige Art sich zu bewafnen, da aufgestellt hat. Denn da das Gesicht mit dem Visir des Helms bedeckt ist; so kann es wohl nicht die Bildsäule irgend eines wirklichen Mannes, und also auch nicht, wie einige meinen, das Bild des Herzogs Moriz vorstellen, dem Cleve die meisten dieser schön-

nen Anlagen verdankt, und der etwa eine halbe Stunde von Cleve in einem, mit mancherley antiques Monumenten umringten eisernen Sarge, (welchen ich nur eben im Vorberreiten sahe) begraben liegt. Die schönste Parthie im Thiergarten, die ich gesehen habe, (denn die Kürze der Zeit erlaubte uns nicht alle Anhöhen zu besteigen) ist oberhalb des Amphiteaters, wo auf dem äußersten Gipfel des Berges zwischen den Bäumen eine hölzerne Pyramide, oben mit einer vergoldeten Kugel, hervorrage, grade Stenberg, einem adlichen Damenstift, gegen über, nach welchem sich zur Hälfte in grader Linie ein Canal hinzieht. — —

Des folgenden Tags um halb vier brach das Regiment von Cleve auf, weil es schon um acht Uhr in Nimwegen seyn sollte, wo die Erbstatthalterin, ihre beyden Söhne, und der Herzog von Braunschweig unser warteten. Diesen Tag, es war der 13te September, sollten wir also mit den übrigen Regimentern, die bisher im Clevischen cantonirt hatten, zum erstenmal das Gebiet der Republick Holland betreten. Es war ein äußerst unangenehmer Tag, kalt und regnigt — der Abend aber und die Nacht ward die unangenehmste, die ich vielleicht je gehabt habe — Wir waren gegen acht Uhr des Morgens in Nimwegen, aber das Uebersetzen der Truppen über den Rhein, (der hier die Waal genannt wird) mit einer fliegenden Brücke, hielt uns alle zweyhundert Schritte eine halbe Stunde lang auf

auf, und unser Regiment war zumal das letzte im ganzen Zug. Wir hatten nicht Hofnung vor Mittag über den Rhein zu seyn, und dachten wenigstens in einem Gasthose in Nimwegen ein gutes Mittagsbrod zu finden; man wies uns eins an, dicht an dem Thor, wo wir hinausmusten, aber die Un dienstfertigkeit der Leute gieng so weit, daß ungeachtet unsres Erbietens gern ein paar Stunden warten zu wollen, sie uns durchaus eine Suppe verweigerten: es sey Kirmes, sagten sie, und es sey für eine solche Menge Gäste schon voraus das Essen bestellt, daß für uns nichts mehr übrig sein könnte. Kaum, daß sich die Leute zureden lieffen, so viel Mitleid mit erstarrten hungrigen und durstigen Reisenden zu haben, ihnen eine Tasse Coffee mit etwas Semmel zu reichen. Etwa um zwey Uhr giengen wir über den Rhein. Wir hatten schon mehr als eine Stunde lang am Ufer gestanden, und uns so nach und nach heranschieben lassen, sonst wären wir vielleicht vor Abend nicht herüber gekommen. Indem wir noch an dem Ufer da standen, kam der Herzog mit seiner Suite: Wollen Ste nicht mit herüber, sagte er zu unserm General, der auch am Ufer da stand, und im Augenblick sprang er mit ihm in einen Kahn, und fuhr vor unsren Augen über: Gute Reise! riefen einige von dem umstehenden Volk ihm nach — Könnten, dacht ich, könnten jetzt die Patrioten den Stürmen gebieten, dann möcht es jetzt wohl mißlich um den Rachen aussehen. Wer weiß, was bey dem Anblick der Ueberfahrt des Hel-

den

Den manche, die am Ufer standen, empfunden haben, denn jeder sagt, daß wohl die halbe Stadt Nimmwegen patriotisch gesinnt sey.

Da wir die letzten vom Corps waren, und also die Bagage gleich folgte, so hoft ich doch wenigstens in ein paar Stunden mein Geräthe zu erhalten. Aber es war so viel überzusetzen, daß unsere Pferde erst den Abend spät, und der Wagen, worauf unsre Zeltstangen waren, erst des Nachts um vier Uhr ankamen. Ich mußte also in der kalten Nacht unter freyem Himmel, ohne etwas außer dem Coffee am Morgen und ein wenig Braten, wozu mir am Abend der Hauptmann v. B\* verhalf, genießen zu haben, da liegen; Ein ganz durchnäßter Bettsack war mein Kopfkissen, und das Zelttuch mit meinem Ueberrock war meine Decke. Doch war ich noch besser dran, als der gute Regimentsfeldscheer, der das Loos mit mir theilte, denn er hatte schon seit ein paar Tagen gekränkelt, und litte auch diese Nacht vom Fieber.

Die Nacht hatte man, wie uns der Lieutenant von F\*\* erzählte, stark feuern gehört, muthmaßlich in Uetrecht —

Den andern Morgen den 14ten um sieben Uhr gieng der Marsch weiter — Der Hauptmann von Kleist, der zu den Staaten gewesen war, um noch die letzte Entschliesung der Committirten zu hören;

ob sie die Forderungen eingehen, und den Frieden wollten oder den Krieg, war den Tag zurückgekommen. Sie hatten ihm geantwortet: sie verlangten noch vier Wochen Bedenkzeit, dann würden sie erst einen Entschluß fassen können; wolle man das unsrer Seits sich nicht gefallen lassen, so müsse man Gewalt mit Gewalt vertreiben — Das war Erklärung genug, und der Herzog zog nun den 14ten das ganze Corps bey Zipslich, einem Dorf auf der Geldrischen Gränze zusammen — Ich ritt ganz früh voraus an das Rendezvous, die Truppen zu sehen, und ich weiß nicht leicht einen schönern Anblick gehabt zu haben; von allen Seiten strömten die Heere zusammen, rangirten sich in ihre verschiedene Corps, und giengen so ihrer Bestimmung entgegen.

Unser Marsch war den 14ten sehr weit, das Wetter war den Tag heiß und darum beschwerlich, es war schon über fünf Uhr, da wir ins Lager bey Dodeward nahe bey Ochten kamen. — Wir merkten nun bald, daß wir nun ins Land unsrer Feinde gekommen waren, denn selbst im Geldrischen, ohngeachtet die Provinz dem Prinzen zugethan ist, mag doch die Hälfte der Einwohner patriotisch gesinnt seyn; Auf allen Dörfern, die wir auf unserm Marsch berührten, ja, soweit wir nur sehen konnten, hatten die erschrockenen Einwohner Fahnen ausgefleckt, blau, gelb und weiß, zum Zeichen ihres friedlichen Sinnes. Die erste Fahne wehte uns von dem Thurm im Dorf Schickewig entgegen, und  
fein

Kein Einwohner ließ sich blicken, der nicht ein orangefarbneg Bändchen, oder wenigstens eine Blume von der Farbe an sich getragen hätte. Bey Symer kamen wir durch mehrere Ehrenpforten aus Buchsbaum, der an die hölzernen Bogen befestigt war. Ueber der einen las ich die Inschrift: Vivat Oranje W. V. Auch an mehreren der vorzüglichsten Häuser waren schützende Orangefahnen angebracht, manche nur aus bloßem Papier. —

Ich wunderte mich, an sehr vielen Orten die Fenster eingeworfen zu finden, die in Holland, wenn das Haus nur mittelmäßig gut ist, aus Spiegelglas sind. Ich vermuthete, daß etwa ein Aufruhr dort zwischen Prinzlichen und Patrioten gewesen seyn möchte, indessen wollte man mir sagen, daß diese Verwüstungen zum Theil von dem Muthwillen einiger unsrer eignen vorausziehenden Truppen angerichtet wären. Wenn dies wahr ist, so wars gewiß immer gegen die Intention und die ausdrücklichen geschärften Ordres des Herzogs. Bloß jene Sage machte nun auch unter unsren Packknechten den Geist des Beutemachens rege, und sie fiengen an, es als eine in Feindesland ganz erlaubte Sache anzusehen, überall, wo sie nur konnten, Äpfel von den Bäumen abzureißen, und Hühner, Enten, Gänse u. dgl. aufzugreifen —

Der Herzog hielt am Wege, da wir ins Lager einrückten, es gieng einen schmalen Weg bergab,  
und

und es war alle Vorsicht nöthig, mit den schwer beladenen Wagen glücklich herunter zu kommen. Das Lager stand auf einer großen von Gräben durchschnittenen Wiese, ein sehr gutes Terrain für uns selbst, noch mehr aber für unsre Pferde, die hier die schönste Weide antrafen. Der erste und größte Mangel, der sich hier zeigte, war Holz, und man sah nicht so bald einen Zaun, der das Lagerterrain in einer Entfernung von etwa 600 Schritten umgab, als alles wie im Fluge darüber herstürzte, und in weniger als einer Minute stünd von dem ganzen Zaun auch nichts mehr als noch hin und wider einer der größeren starken Pfähle. Der Herzog war in der Nähe aber doch zu entfernt, um es bemerken zu können.

Den 15ten des Morgens gegen sechs Uhr brach das Regiment auf. Die Bagage hatte einen sehr beschwerlichen Weg aus der Tiefe herauf zu passiren, und es dauerte mehr als anderthalb Stunden, bis alles in Bewegung war. Der Marsch schien nun gefährlicher zu werden, wie wir schon daraus abnehmen konnten, daß wir noch während des Marsches eine Arriergarde von einer Compagnie Grenadiers, und einige Seitenpatrouillen von Scharfschützen bey der Bagage ertheilten. Der Marsch war wirklich forcirt, und weil es unmöglich war, ohne auszuruhen, so weit zu gehen, so mußte das Corps auf der Wiese bey Stadt Tiel ausruhen, und der Herzog gab mehrere Fässer Bier und Branntwein

Wein zum Besten. Ich aß zu Mittag in der  
 Stadt der Gastwirth war ein Deutscher, und seine  
 Frau zwar eine Holländerin, aber sehr prinzlich ge-  
 sinnt, Doch hatte sie patriotische Eltern, die in  
 Gorcum wohnten. Ein Beweis, wie doch der re-  
 publikanische Geist sich von Kindheit auf auch in  
 Kinderseelen äussert, — ist ein eigener Auftritt, den  
 ich hier mit dem Sohn des Wirths, einem kleinen  
 Knaben hatte. Er ist patriotisch sagte die Mutter,  
 aber er hat doch heute um ein Butterbrod Orange-  
 boven gerufen. Indem sie das sagte, trat der  
 Junge herein. Bist du ein Patriot? fragte ich ihn,  
 Nein antwortete er halb ängstlich, aber doch mit  
 verbrießlicher Mine. — Nun, so rufe: Orange bo-  
 ven! Er thats, aber man sahe ihm den Zwang an.  
 Schwinde den Hut dazu, sagte ich, und auch das  
 that er aber nur mit dem größten Widerwillen. Unser  
 Marsch gieng den Tag bis Thuil dicht an der  
 Baal dem Städtchen Bommel gegen über, das  
 uns mit Freudenschüssen bewillkommte, es ist prinz-  
 lich, hat auch eine prinzliche Besatzung. Das  
 Städtchen scheint sehr hübsch zu seyn, und das  
 Glockenspiel, das man wegen des grade herüber-  
 wehenden Windes sehr gut hören konnte, machte  
 mir in der Stille der Nacht, wenn ich dann und  
 wann aufwachte, viel Vergnügen. Es fieng in der  
 Nacht ein wenig an zu regnen; immer übel für  
 uns, denn es muß kein Fortkommen in diesen Ge-  
 genden seyn, wenn viel Wasser herabfällt — Auch  
 hier hört ich selbst in der Nacht aus der Ferne her  
 mehrere

mehrere Schüße fallen, ohngeachtet wir noch keine Nachricht von einer würllichen Action hatten.

Den andern Tag den 16ten kamen wir nach einem Marsch von etwa fünftehalb Stunden gegen elf Uhr bey unangenehmen Regenwetter bey Aspern, einem hübschen Städtchen, daß schon von dem Bataillon Langeler besetzt war, ins Lager. Ich aß den Mittag bey unserm General, wo unter andern auch ein holländischer Lieutenant mit zu Tische war. Es war etwa fünf Uhr, als der General zum Herzog, der eben angekommen war, abgerufen wurde. Er hieß uns alle dableiben und auf seine Rückkunft warten, welches wir um so lieber thaten, weil wir auf die Art, sehr erlaubt, noch etwas neues zu erfahren hofen. Er kam aber erst gegen halb zehn Uhr wieder, und wunderte sich, uns noch zu finden. — — — — —

\*\*\* und ich schliefen die Nacht im Hauptquartier. Der eigentliche Wirth war geflohen, und man hatte in seinem Hause während seiner Abwesenheit übel gewirthschaftet, die Spiegel waren zerschlagen und alles durcheinander geworfen: es war aber sichtbar, daß man sich schon auf eine feindliche Behandlung im voraus gefaßt gemacht, und die besten Sachen auf die Seite geschafft hatte.

(Die Fortsetzung künftig.)

---

## 3.

## Verwahrungs = Regeln

bey grassirenden und ansteckenden  
Krankheiten.

Ueber diesen Gegenstand ist schon von ältern und neuern Aerzten, und unter diesen auch von den größten und berühmtesten Männern so viel geschrieben worden, daß sich wohl schwerlich hierüber noch was neues sagen läßt. Gleichwohl gedenke ich nichts überflüssiges zu thun, wenn ich, so viel es sich durch diese Blätter thun läßt, dazu beyzutragen suche, das Gute, was hierüber bereits gesagt ist, noch mehr zu verbreiten und allgemeiner bekannt zu machen. Die jetzt an so manchen Orten unserer niederrheinischen Gegenden schon so lang anhaltende und noch immer zunehmende Epidemie des Faulfiebers, welches unter den ansteckenden Krankheiten gewiß keine der minder gefährlichen ist, würde weit weniger um sich greifen, und nicht so viele Menschen dahin raffen, wenn die zur Verwahrung vor solchen Krankheiten und deren Ansteckung dienliche

N. U. III. Jahrg. Bl. 10      R      und

und durch vielfältige Erfahrung bewährt gefundene Mittel mehr allgemein bekannt wären, und sorgfältiger genutzt würden. Eben das ist es, was mich zu gegenwärtigem Aufsatze veranlaßt, der keine trockene medicinische Abhandlung, sondern einige allgemeine und besondere, für jedermann faßliche Regeln und Anweisungen enthalten soll, die, so wie sie eines Theils auf Vernunft und Erfahrung gegründet, so auch andern theils, ohne große Mühe und weiträufliche Veranstellungen, so wie auch ohne große Kosten leicht zu befolgen sind. Ich habe hiebei fürnehmlich die von dem Herrn Dr. Kortum zu Bochum im Jahr 1779 herausgegebene Schrift unter dem Titel: Anweisung, wie man sich vor allen ansteckenden Krankheiten verwahren könne, für solche die nicht Aerzte sind, benutzt, und was ich hier liefere, ist nichts mehr und nichts weniger, als ein kurzgefaßter Auszug der hauptsächlichsten Verwahrungsregeln aus dieser Schrift, welcher den Lesern so viel angenehmer seyn wird, da die erste Auflage dieser Schrift selbst längst vergriffen ist, und übrigens die darin gegebenen eben so faßliche als gründliche Anweisungen ihre Zutrefflichkeit fürnehmlich durch die gute Wirkung und den vorzüglichen Nutzen beweisen, den alle, die

den

denselben gefolgt sind, aus eigener Erfahrung davon rühmen.

**D**as natürlichste und einfachste Mittel, sich vor der Ansteckung von einer herrschenden Krankheit zu hüten, ist wohl unstreitig die Entfernung von solchen Orten, welche eine dergleichen Krankheit eingenommen hat, und die Vermeidung des Umgangs mit solchen Personen, die mit einer solchen Krankheit behaftet sind. Allein eine solche Absonderung ist nicht immer möglich. Nicht nur Freunde, Verwandte und Hausgenossen sind ihrem Kranken Aufwartung und Pflege schuldig, sondern auch Aerzte, Geistliche, Wundärzte u. s. w. sind vermöge ihres Amtes verbunden, öfters mit Kranken umzugehen. In solchen Fällen also, wo wir unsre persönliche Gegenwart einem Kranken nicht entziehen können, beobachte man folgende Vorsichtsregeln.

1. Man halte sich niemals lange im Krankenzimmer auf; muß man aber lange bey dem Kranken seyn, so gehe man öfters heraus und schöpfe draussen frische Luft. Ohne Noth nähere man sich nicht dem Bette des Patienten, besonders wenn er schwitzt, und man bücke sich nicht über ihn her; kann man das zuweilen nicht vermeiden, so halte man allenfals ein mit gutem Essig befeuchtetes Tuch vor

Mund und Nase. Man spreche nicht viel im Krankenzimmer. Man hüte sich auch ja, darin zu schlafen, oder wohl gar darin zu essen oder zu trinken, denn es geschieht gar leicht, daß das Seuchengift; welches sich ohnehin beym Athembohlen im Speichel gern anhängt, mit den Speisen und Getränken zugleich hinabgeschluckt wird.

2. Eine andere Hauptregel, die man nicht nur in der unmittelbaren Gegenwart des Kranken, sondern überhaupt zur Zeit herrschender Seuchen zu beobachten hat, ist diese; Man suche die nöthige Ausdünstung des Leibes sorgfältig zu unterhalten. Denn indem die ausdünstende kleine Oefnungen der Haut (Pori) offen gehalten werden, hält der herausbringende feine Dunst die fremden Dünste vor dem Eindringen zurück. Auch behalten die Fasern ihre Geschmeidigkeit und Elasticität, daß sie dem Eindringen des Gifts widerstehen können. Man meide deswegen die kalte Morgen-, und Abendluft. Man halte den Leib durch gute Kleidung warm. Dies hat den doppelten Nutzen, daß nemlich eines Theils die Ausdünstung erhalten, Theils der Leib hinlänglich bedeckt wird, daß ihn das Seuchengift nicht berühren kann. Rauhe und haarigte Kleider als Pelze u. dgl. sind aber besonders in Krankenzimmern schlechterdings abzurathen, weil sich das Gift leicht daran festhängt — Auch soll durch eine warme gute Kleidung nichts weniger als eine übermäßige Bedeckung des Leibes angerathen werden, so daß  
derselbe

derselbe unter der Last der Kleider schwitzt, denn dieses kann, so wie überhaupt jede Uebertreibung schädlich ist, in andern Rücksichten sehr nachtheilige Folgen haben. Vor allen Dingen hüte man sich zur Zeit ansteckender Krankheiten vor kalten und nassen Füßen — Man suche auch das Gemüth heiter und aufgeräumt zu erhalten. Die Erfahrung lehret, daß derjenige, der sich am meisten vor dem Anstecken fürchtet, gemeiniglich am ersten angegriffen wird. Das kommt daher, weil Furcht und Aengstlichkeit die Ausdünstung unterdrücken, wenigstens vermindern; in solchem Fall ziehen sich die Säfte mehr nach den innern Theilen, und mit ihnen schleicht auch das Seuchengift leicht hinein. — Zur Unterhaltung der Ausdünstung ist ferner nebst einer öftern mäßigen Bewegung ein gutes Glas Wein eines der besten Hülfsmittel, indem der Wein den Körper stärkt und das Gemüth erheitert. Man trinke daher so wohl des Morgens und Abends, als auch zur andern Tageszeit etwas davon, besonders ehe man zu einem Kranken hineingeht. Wer keinen Wein bezahlen kann, nehme statt dessen einen Löffel voll Brantwein mit gutem Essig vermischt. Die geistigen Getränke haben überdem den Nutzen, daß sie der Fäulung widerstehn; jedoch versteht es sich von selbst, daß sie mäßig gebraucht werden müssen. Sehr gut ist es zu solchen Zeiten einen besondern Kräuter-Wein, oder Kräuter-Essig zu brauchen. Hier sind ein Paar Recepte:

Man nehme Melise, Scordium, Sollar-  
derblüthe, von jedem eine Handvoll, Sassa-  
frasholz zwey Loth, und eben so viel Citro-  
nen, oder Pomeranzen-Schalen. Hierauf  
schütte man ein Maaß weißen Wein, laße  
es 24 Stunden lang bey gelinder Wärme in  
einer verstopften Flasche ausziehen, senhe alles  
durch, und gebrauche davon zuweilen ein Paar  
Löffel voll.

Oder man nehme

Salbey, Raute, von jedem eine Handvoll,  
Sollunderblüthe, Camillenblüthe, von jeder  
eine halbe Handvoll, virginische Schlangem-  
wurtzel ein Viertelloth, Kampfer ein halbes  
Quentlein. Hierauf wird ein Maaß Essig  
geschüttet, das Gefäß 24 Stunden lang in  
gelinde Wärme gesetzt, alles durchgeseibet,  
und davon bisweilen ein Löffel voll genom-  
men. \*)

Diese Mittel sind nicht allein zum innerlichen  
sichern Gebrauch eingerichtet, sondern es kann auch  
damit das Gesicht und die Hände gewaschen und  
der

\*) Den Nutzen und die gute Wirkung der beyden hier vor-  
geschriebenen Präservative kann ich aus eigener Erfahrung  
rühmen, indem im Jahr 1779 bey der damals so heftig  
und allgemein grassirenden Ruhr nicht nur meine sondern  
sehr viele andere ganze Haushaltungen durch den Gebrauch  
der hier gerühmten Mittel völlig freygeblieben sind.

Der Verleger.

der Mund ausgespühlet werden, man kann auch besonders den Essig in die Nase ziehen. Was aber die eigentlich so genannten hitzigen Präservative, Pestbrandweine, Pesttheriacke u. dgl. betrifft, zu welchen der gemeine Mann in ungesunden Zeiten ohne Unterscheid, selbst oft, wenn er schon wirklich krank ist, seine Zuflucht nimmt, so sind diese durchgehends mehr schädlich als nützlich, indem sie heftige Bewegungen im Blut verursachen, die Galle vermehren und erhizen, und wirklich selbst eine Art des Fiebers im Körper zuwege bringen. Ueberhaupt ist es höchst unvernünftig, zu solchen Zeiten Schwitzmittel zu gebrauchen, wenn diese auch sonst noch so unschuldig seyn möchten, weil beym Schweiß die Pori der Haut zu sehr geöfnet werden und folglich das Seuchengift desto eher hineindringen kann. Auch versteht es sich von selbst, daß man sogar von dem oben vorgeschlagenen Arzeneyen, ja selbst vom Wein sich enthalten müsse, wenn schon wirklich ein Fieber, oder Anfang der Krankheit vorhanden ist.

3. Eine gute Lebensordnung oder Diät ist zur Zeit herrschender Krankheiten eine Hauptsache. Man enthalte sich zu solcher Zeit der Fische, des Wildprets, der Eyer, und genieße überhaupt nur wenige Fleischspeisen, weil alles dieses mehr zur Fäulnis geneigt ist. Auch meide man ungegohrnes Mehlwerk und Gebäckenes, als welches die Gefäße der Eingeweide leicht verstopft. Alle Arten von Gewürzen, als Zimmet, Muskat, Pfeffer, Kümmel, Anis u.

s. w. müssen nicht anders als mit der größten Vorsicht und Mäßigkeit gebraucht werden, weil sie wegen ihrer öhlichten und hitzigen Bestandtheile das Geblüt leicht in Wallung bringen, die Galle vermehren und scharf machen, auch die Nerven zu sehr reizen. Auch gilt dieses vom Kaffee. Die besten Nahrungsmittel zu solchen Zeiten sind dünne säuerliche Suppen von Gerste, Hafer, Kalbfleisch mit Citronensäure, oder Saurampfer, imgleichen alle Arten von Gemüse ohne Ausnahme, auch allerley Obst ebenfalls ohne Ausnahme, wenn es nur völlig reif ist. Die Kernfrüchte, als Nüsse, Kastanien u. s. w. sind weniger gesund. Zum Getränk wähle man einen guten doch nicht zu hitzigen Rhein- oder Moselwein mit Wasser vermengt, ein leichtes wohlgekochtes gut ausgegohrnes Bier, einen dünnen Meth, Honig mit Essig und Wasser. Auch bloßes Wasser, wie es die Mutter Natur giebt, allenfalls mit ein wenig Citronensaft angenehmer gemacht.

Bei diesem allem muß auch der Leib seine nöthige Bewegung haben, welche aber nicht übertrieben seyn darf. Auch hüte man sich vor allen heftigen Affecten, Zorn, Furcht, Schrecken übermäßiger Betrübniß u. dgl. denn so sehr dieselbe überhaupt der Gesundheit nachtheilig sind, so schädlich sind sie insbesondere zur Zeit ansteckender Krankheiten.

Zu der zu beobachtenden Diät gehört auch fürwemlich, daß man Sorge trage täglich, einen offe-

nen

nen Leib zu haben. Der Gebrauch eines recht reifen Obstes, roh oder gekocht, wohin auch die getrockneten Früchte, Pflaumen, Feigen, Rosinen, Aepfel u. s. w. gehören, imgleichen der Genuß leichter erweichender Gemüse, Rüben, Wurzeln, Spinat, Sauerampfer, Melde u. dgl. sind dazu sehr beförderlich. Wenn bey der hier überhaupt vorgeschriebenen Diät nicht täglich Oefnung des Leibes erfolgt, so kann man sich noch besonders eines Getränks von Wasser mit Feigen, Rosinen, Korinten oder Tamarinden gekocht bedienen. Reicht es noch nicht hin, so laße man ein bis zwey Loth Manna in heißm Wasser zergehen und nehme es des Morgens vor dem Thee oder Caffee. Oder man nehme einen Löffel voll Cremortartari mit Fleischbrühe, oder ein halbes bis gandes Loth englischen Salzes mit Wasser oder Bier. Um besten aber ist es zur Zeit ansteckender Krankheiten sich des vorzüglich nützlichen Rhabarbars zu bedienen. Man kann von diesem alle Morgen eine Messerspiße voll mit kaltem Wasser oder Caffee nüchtern nehmen. Außer den hier genannten abführenden Mitteln sind die meisten übrigen schädlich, wie denn überhaupt ein sehr starkes laxieren nicht gut ist.

Endlich gehört auch zu der hier zu beobachtenden Diät oder Lebensordnung eine vorzügliche Reinlichkeit, welche nicht genug empfohlen werden kann. Diese trägt, so wie überhaupt zur Gesundheit, besonders zur Zeit grassirender Seuchen sehr vieles bey, um nicht angesteckt zu werden. Man ziehe öfter reine

Wäsche

Wäsche an, da aber gewöhnlich die Leinwand mit Seife gewaschen zu seyn pflegt, an diese aber sich sehr leicht das Seuchengift anzuhängen pflegt, so ist es sehr gut, daß man die frische Leinwand, ehe man sie anzieht, mit Wacholderdampf, oder mit dem Dunst von heißem Essig durchrächere. Mit andern Kleidern wechselt man auch fleißig um, und hänge sie jedesmal wenn man bey einem Kranken oder an einem verdächtigen Ort gewesen ist in die frische Luft,bürste und reinige sie fleißig besonders nehme man oft reine Hals- und Schrupfstücher. Ein fleißiges Waschen der Hände und des Gesichts mit Wasser und Kleyen, besonders wenn man von einem Kranken kömt, ist ebenfalls nöthig, so wie es auch sehr gut ist, ehe man in die Krankenstube geht, Hände und Gesicht mit Essig zu bestreichen. Auch halte man die Zähne rein, und spüle den Mund fleißig mit Essig und Wasser aus —

4. Da es funemlich drey Hauptwege giebt, durch welches das Seuchengift sich dem Körper mittheilt, nemlich durch die Nase, den Mund und die Haut, so hat man auch in dieser Rücksicht einige Vorsichtstregeln zu beobachten. Es geschieht sehr oft, daß mit dem Athemhohlen sich das Seuchengift auf die innere Nasenhaut setzt, von dannen es sich leicht weiter in dem Körper verbreiten kann. Es ist also sehr dienlich, daß man, wenn man an einem ungesunden Ort sich befindet, die Nase öfters ausschneuze, damit etwa das anlebende Gift zugleich und bald mit wegzomme. Dieser Zweck wird desto besser erreicht, wenn man die Nase reizet, der Schnupftaback ist hiezu sehr bequem, und es ist allen, die mit solchen Kranken umgehen müssen, sehr anzurathen, sich desselben, besonders im Zimmer des Kranken öfters zu bedienen.

Auch durch den Mund kan mit dem Athemhohlen, mit Gähnen, mit Sprechen und mit dem Essen und Trinken das Gift sehr leicht eindringen, besonders pflegt dasselbe sehr leicht an den Speichel sich anzuhängen, welcher nicht nur bey dem Essen und Trinken, sondern auch außerdem häufig niedergeschluckt wird,  
da:

Da denn das demselben sich bengefugte Seuchengift dem Magen und also auch der Galle zugeführt wird. Dieser Weg der Ansteckung ist bey sehr vielen Seuchen der gewöhnlichste. Aus dieser Ursache ist es also sehr gut, im Krankenzimmer den Speichel öfters auszuwerfen, den Schleim im Halse wegzuräuspfern, und den Mund oft auszuspülen. Das Kraut solcher Sachen, welche wegen ihrer reizenden Kraft den Zufluß des Speichels befördern, ist darum besonders in Krankenzimmern sehr nützlich. Man kann sich in dieser Absicht der Muscatennägeln, oder der Muskatblüthe, des weissen Zimmet, der Kubebenkörner, der Kalmus, Angelick, Bertram, oder Pimpinellwurzel, der Pomeranzen oder ähnlicher Sachen bedienen. Das Tabackkrautchen ist ebenfalls zur Zeit ansteckender Krankheiten von Nutzen, zumahl für solche, die viel dabey ausspiren. Indessen im Krankenzimmer selbst muß solches vermieden werden.

Der dritte Weg, durch welchen das Seuchengift in den Körper dringen kann, ist die Haut. Diese ist voll unzähliger kleiner Oefnungen, welche Pori, oder Schweißlöcher heißen, durch welche der Körper eine ansehnliche Menge subtiler Feuchtigkeiten beständig und unmerklicher Weise ausdünset. Durch eben diese Schweißlöcher, oder eine besondere Gattung derselben, können auch von aussen viele Dinge in den Körper und das Blut hineingebracht werden, besonders wenn dieselbe ebenfalls fein oder flüchtig sind. Das feine Seuchengift kann also auch durch diesen Weg leicht eindringen, und das geschieht insbesonder, wenn die Ausdünstung nicht recht von statten geht. Man sieht also, wie nöthig es sey, dieselbe, nach der im 2ten Abschnitt gegebenen Vorschrift sorgfältig zu unterhalten, und selbst zu vermehren, damit das Gift, welches sich der Haut genähert hat, gleich wieder zurück geschickt werde, ehe es eindringen kann. In dieser Absicht kann man auch zur Zeit ansteckender Krankheiten mit Nutzen des Morgens und Abends einen Löffel voll Klieder, oder Wacholdermus mit einem Löffel voll Essig vermengen.

mengt, einnehmen, oder auch einen Thee von Hol-  
lundernblumen oder Melisse, oder Scordium, oder  
Salbey, oder Sassafrasholz trinken. Es bedarf  
hier kaum erinnert zu werden, wie gefährlich es  
sey, sich einem mit einer ansteckenden Krankheit be-  
hafteten Patienten oft und viel zu nähern, ihn zu  
küssen, ihm die Hand zu reichen, und ihn so lan-  
ge bey der Hand zu halten, daß die eine in der  
andern warm wird.

5. Noch eine Hauptsache, worauf zur Zeit herrs-  
chender Seuchen und Krankheiten vorzüglich Sorg-  
falt genommen werden muß, ist eine gesunde und  
reine Luft. Die Luft ist einmal unser Element, sie  
ist der Vorrath unsres Athems; Nichts ist der  
Gesundheit schädlicher, als wenn die Luft, in der  
wir leben, mit unreinen und faulen Dünsten an-  
gefüllt ist. Wie nöthig ist also, besonders zur Zeit  
herrschender Seuchen, auf die Reinigung und Ver-  
besserung der Luft bedacht zu seyn. In einzelnen  
Zimmern und Häusern läßt sich dieses jedoch besser  
thun, als in einer ganzen Gegend; doch ist es ge-  
wiß, daß das Anzünden großer Feuer an öffentli-  
chen freyen Orten, das Abfeuern des groben Ge-  
schüßes, das Läuten der Glocken u. dgl. vielen Nu-  
zen zur Seuchenzzeit in Verbesserung der Luft habe.  
Um in den Zimmern die Luft zu verbessern, ist nichts  
wirksamer, als das man die verdorbene Luft her-  
aus und frische wieder herein laße. Bey heiterm  
Wetter muß dies niemals versäumt werden, wenn  
man gesund bleiben will, so sehr auch das Vorur-  
theil des gemeinen Mannes dagegen schreyt, welcher,  
so wie auch leider noch mancher Vornehme, es für  
ein Verbrechen und für einen subtilen Mord hält,  
in Krankenzimmern fleißig Thüre und Fenster zu  
öfnen. Gleichwohl ist nichts zu der so nöthigen  
Verbesserung und Erneuerung der Luft dienlicher  
als eben dieses, wobey nur die einzige Vorsicht  
zu beobachten ist, daß der Kranke selbst, zumahl,  
wenn er schwitzt, keinem Zug, und einer daraus  
leicht zu entlehenden plötzlichen Verkältung bloßge-  
setzt werde. Auch würde man bisweilen bey offenem  
Thü.

Thüren und Fenstern ein wenig mit Essig befeuchtetes Schießpulver an; davon wird nicht allein die Luft bewegt und ausgetrieben, sondern auch merklich verbessert. Das Anzünden guter Caminfeuer von trockenem, besonders harzigtem Holz, als Tannen, Fichten, Wacholder, Kirschbaumholz u. dgl. ist ebenfalls sehr gut, denn davon wird die Luft im Zimmer verdünnt, und dem Eindringen der äußern frischen Luft Platz gemacht, und der Fäulnis zugleich gewehrt. Daneben kann man fleißig mit Weihrauch, Bernstein, Mastix, Wacholderbeeren, und dergleichen Sachen räuchern. Ein sogenannter Potpurri ist zu dieser Absicht auch sehr gut. Man bereitet ihn folgender maßen: Man nimmt ein Loth Muskatblüthe, eben soviel Nägel und Zimmet, zwey Hände voll Lavendel, Rosmarin und Rosenblüthe, eben so viel Majoran Thymian und Hyssop, und ein paar Loth Citronen- und Vomeranzenschalen, pulverisirt alles sehr fein. Ferner ein Pfund Salniac, eben soviel Potasche, und ein halbes Pfund ungelöschten Kalk, zerstoße jedes besonders, werfe endlich alles zusammen in ein Gefäß, mische es wohl durcheinander, und binde es genau zu. So oft ein solches Gefäß auf eine kurze Zeit geöffnet, und das darin befindliche ungerührt wird, wird ein ganzes Zimmer mit dem angenehmsten Geruch erfüllt, und die Luft desselben verbessert. Nichts ist übrigens zur eigentlichen Verbesserung besonders fauler Lüfte wirksamer als die Säuren; Man besprüze also Boden und Wände oft mit Essig, oder auch lasse man Essig in einem offenen Gefäß auf dem Feuer verkochen, oder man schütte Essig auf einem glühenden Ziegelstein, damit er verdämpfe. Ein Stückchen Schwefel anzünden, ist auch sehr gut, nur muß dieses mit Vorsicht und nicht in Gegenwart eines Kranken geschehen, weil es leichtlich der Brust schadet. Wie viel der Schwefel wegen seiner Säure zur Befruchtung der Luft und zur Abhaltung ansteckender und herrschender Krankheiten vermöge, habe ich \*)

\*) Es ist Hr. Dr. Kortum, welcher hier redet. Siehe dessen Anweisung, wie man sich vor allen ansteckenden Krankheiten verwahren solle. Seite 51.

selbst bey den seit erlichen Jahren araffirenden Faul-  
 fiebern erfahren, und besonders gefunden, daß er  
 denjenigen Dörtern und in solchen Häusern, wo sehr  
 fette Steinkohlen, als welche viel Schwefel enthal-  
 ten, gebrannt wurden, entweder das Fieber gar  
 nicht kam, oder doch sehr gelinde war.

Uebrigens ist es sehr gut, zur Zeit ansteckender  
 Krankheiten nicht niedrig zu wohnen, wenigstens  
 wähle man die obersten Zimmer des Hauses zum  
 Aufenthalt, besonders solche, welche geräumig sind,  
 und gegen Morgen oder Mitternacht zu liegen. Mehr  
 als einmal hat es die Erfahrung gelehrt, daß selbst  
 zu Pestzeiten hohe Straßen und Häuser an erhaben-  
 nen Orten viel freyer geblieben sind, als andere.

6. Wer die hier gegebene Vorschriften befolgt,  
 wird gewiß so leicht von keiner herrschenden Seu-  
 che angesteckt werden. Indessen kann doch in sei-  
 nem Körper selbst irgend ein Grund, oder wie es  
 die Aerzte nennen, eine Disposition vorhanden seyn,  
 da ihn zu dieser oder jener Krankheit leicht em-  
 pfänglich macht. Hieraus entsteht also, wenn man  
 zur Zeit ansteckender Krankheiten gesund bleiben will,  
 noch diese letzte Regel, nemlich: daß man die etwa  
 im Körper vorhandene Disposition bessere und zer-  
 höre. Die meisten andere Krankheiten, welche zur  
 Zeit ansteckender Seuchen vorkommen, haben zugleich  
 bald mehreren, bald wenigern Antheil an dem gras-  
 firenden Uebel, und dieses wirkt nur gemeinlich  
 alsdann unter einer andern Gestalt. Eben so ge-  
 wiß ist es auch, daß derjenige, der sonst nicht ge-  
 sund ist, oder etwas widernatürliches in seinem Kör-  
 per hat, leichter angesteckt werde, als der gesunde.  
 Diese etwaige Disposition zu verbessern, gehört zwar,  
 eigentlich vor den Arzt; jedoch für solche, die den  
 selben nicht immer in der Nähe haben, werden folgen-  
 de allgemeine Bemerkungen nicht undienlich seyn.

Die Vollblütigkeit ist eine der vornehmsten Dispo-  
 sitionen zu ansteckenden Krankheiten, sie ist aber nie  
 gefährlicher als zur Seuchenzeit. Man erkennt die  
 selbe an einer großen zunehmenden Mattigkeit, Träg-  
 heit und schwere der Glieder, Röthe des Gesichtes

unruhigern Schlaf mit schweren Träumen, Unvermögen, die Wärme, und hitzige Speisen und Getränke zu vertragen, dicke der Adern an den Händen, öftere Ballungen des Bluts, öfteren Nasenbluten, oder andere von der Natur angestellten Ausführungen des Bluts. Vermerkt man diese und ähnliche Zeichen, und ist man im übrigen gesund, so ist es nöthig das Blut zu vermindern, welches theils durch wenig nährnde Diät und Enthaltung aller Speisen, welche viel Blut machen; am sichersten aber durch Abzapfen des Geblüts geschehen kann, dieses geschieht entweder durch ordentliches Aderlassen, oder nach Beschaffenheit der Umstände durch Schröpfen oder Ansetzen der Blutigel. Hiebei dient aber zur Erinnerung, daß man dieses alles, im Fall der Körper schon wirklich von einer ansteckenden Krankheit ergriffen ist, ohne einen Arzt vorher zu befragen, nicht anstellen müsse.

Wenn das Geblüt zähe und dick ist, welches man aus einem widernatürlichen Geschwulst des ganzen Körpers oder eines Theils desselben, imgleichen aus vorhandenen Schmerzen der Glieder, aus Beängstigung, Schwermuth und langsamem Umlauf der Säfte, Kälte des Körpers, verhinderter Absonderung des Schweißes und anderer Auswürfe erkennt, so bediene man sich vieler dünner Getränke und weicher Speisen.

Sind Ausführungen verhalten, und ist besonders der Leib verstopft, so gebrauche man die vorhin vorgeschriebene gelinde abführende Mittel. Alle übrige Ausleerungen, so wohl die natürlichen, als außer-gewöhnliche, z. B. Hämorrhoiden, Fontanelken, offene Geschwüre müssen zu solchen Zeiten nicht unterdrückt sondern befördert und unterhalten werden.

Ist der Magen mit Schleim angefüllt, welches man aus dem Mangel des Appetits und einer schmutzigen schleimigen Zunge wissen kann, so bediene man sich verdünnender säuerlicher Getränke, oder man nehme des Morgens und Abends eine Messerspitze voll zerstoßenen Ingwer mit einem halben Löffel voll von Cremortartari oder etwas englischem Salz.

zuletzt aber gebrauche man ein ordentliches Purgat. Liegen faule Cruditäten, verdorbene Galle oder andere Unreinigkeiten im Magen und in den Gedärmen, welches man aus dem Mangel des Appetits, übeln Geruch des Mundes, faulem bitterm Geschmack, gelber oder schwärzlicher unreiner Zunge u. s. w. wissen kan, so nehme man ein gelindes Brechmittel, z. E. ein halbes Quentchen von der pulverisirten Ipecacoanna Wurzel, oder noch besser 3 bis 4 Gran Brechweinstein (tartarus emeticus) in ein bis anderthalb Unze Wasser aufgelöst, wovon man alle halbe Wirtelstunden einen Löffel voll nimt, zugleich aber, um das Brechen zu erleichtern, mit unter viel laues Wasser trinkt. Ein solches gelinde erregtes Erbrechen ist bey ansteckenden Krankheiten besonders auch bey dem jetzt so häufig grassirenden Faulfieber, selbst wenn man merkt, daß diese Krankheit schon im Ankommen ist, von sehr großem Nutzen, und leistet gemeiniglich die sicherste und baldigste Hülfe, weil es nicht allein den Stof des Gifts aus den ersten Wegen wegräumt, sondern auch durch die gelinde Erschütterung des ganzen Körpers vielen Nebeln vorbeugt.

Was die letztgenannte Krankheit, das Faulfieber insbesondre betrifft, so bedarf es in Ansehung derselben keiner besonderen Vorschriften, sondern alle die hier im allgemeinen gegebenen Verwahrungsregeln können auch mit Nutzen zur Verwahrung vor dieser Krankheit angewandt werden. Nur merke ich noch besonders an, daß wenn diese Krankheit schon wirklich im Anzug ist, auffer dem erwähnten Brechmittel auch zeitig angebrachte spanische Fliegenpflaster an den Baden von großem Nutzen sind, imgleichen der häufige innere Gebrauch der Säuren; was diese letzteren betrifft, so habe ich \*) wenigstens in denjenigen Faulfiebern, welche seit etlichen Jahren in meiner Gegend epidemisch waren, gefunden, daß durchgehends die Säuren aus dem Pflanzenteich, als Essig, Citronensaft, Johannisbeerenjaft, u. s. w. mehr Nutzen in der Vorbauung sowohl als in der Heilung gehabt haben.

\*) Siehe die vorige Anmerkung.

## 4.

Fortsetzung des Reisejournals  
eines Preussen  
auf dem Marsch nach Holland.

Des andern Morgens gegen neun Uhr gieng der Marsch weiter, es war ein sehr regniger und freundlicher Tag. Wie wir des Morgens aus der Stadt nach dem Lager ritten, hörten wir eine starke Canonnade, und sahen bald darauf die Stadt Gorcum in Flammen stehn. Schon zwey Tage vorher hatten die Husaren einen Espion, einen Wachtmeister und 3 Gemeine eingebracht, der Espion wurde gebunden von unsren Grenadiers weiter transportirt — von Stunde zu Stunde wurden von nun an immer neue Gefangene eingebracht, meist hübsche Leute, die aber gar nicht exercirt sind — Wir waren sehr begierig auf Nachrichten von Gorcum, hörten sie aber erst im nächsten Nachtquartier bey Merveer wohin wir etwa gegen zwölf Uhr kamen. Es regnete immer fort, und der Weg war äusserst beschwerlich; das Terrain, worauf wir standen, war eine so sumpfige Wiese, daß man bey jedem Tritt bis über die Füße hinein sank — Wir konnten und wollten nicht campiren. Mein Packpferd konnte kaum weiter, und ich war in der That um mein Fortkommen äußerst besorgt.

Wir waren auf dem Marsch nach Merveer dicht  
N. U. III. Jahrg. Bl. 11 8 neben

neben dem bekannten Städtchen Leerdam vorbegekommen, wohin die Prinzessin von Oranien nach ihrer Gefangennehmung in Schoonhoven geflüchtet hatte. Ich ritte mit dem Regimentsfeldscheer herein, um eine Schale Coffee zu trinken; ich habe wenig so hübsche Städtchens gesehn — In mehreren Häusern waren die Fenster mit Brettern zugenagelt. Alle diese Häuser waren Patrioten, Wohnungen und es ist kaum zu beschreiben, wie in diesen Häusern gewirthschaftet worden.

Wir wurden den Mittag beim General zu Tische gebeten, und fanden in der Gesellschaft einen gefangenen holländisch-patriotischen Officier; der General hatte ihm seinen Degen wiedergeben lassen, und er konnte auf Parole hingehen, wohin er wollte — Grade gegen dem Hauptquartier über saßen einige achtzig Gefangene, die sich mit diesem Lieutenant ergeben hatten, und etwa drey Unterofficiere, und vor der Thür lagen auf einem Haufen die abgenommenen Waffen. — Nun hörten wir auch etwas näheres von der Belagerung von Gorcum — Die Besatzung soll einige hundert Mann stark gewesen seyn, der Commandant war der Obrist von der Capellen, ein ehemaliger Cammerherr des Prinzen Erbstatthalters; Man hatte die Stadt durch den Hauptmann von Winzingerode mit einem Trompeter auffordern lassen, aber die Feinde hatten die Unbesonnenheit, verschiedene Schüsse auf den Hauptmann zu thun, doch ohne ihn zu beschädigen. Das  
war

war Signal genug, die Stadt zu beschießen. Beym  
zweiten Schuß fieng es schon an zu brennen, man  
schickte aus der Stadt, und verlangte eine halbe  
Stunde Bedenkzeit, die aber nicht zugestanden ward.  
Hierauf ergiebt sich die Stadt, da in der Zeit der  
größte Theil der Besatzung auf einigen fertigliegen-  
den Rähnen die Flucht genommen hatte. Es ist  
von beyden Seiten kein Mann getödtet worden, aus-  
ser ein paar Bürger, die von Kartetschentugeln theils  
verwundet theils getödtet worden. Vor einem Offi-  
cier vom Marwitzischen Regimente ist eine Kanon-  
nenkugel aus der Bestung dicht niedergeschlagen.

Der Herzog ist gestern Morgen nach Uetrecht ge-  
wesen, das sich schon ergeben hat. Er hat in Ge-  
sellschaft des Prinzen neue Bürgermeister angesetzt.  
Auch war er vor der Belagerung von Gorcum dicht  
vor dieser Bestung gewesen, und bey der Rückkunft  
sagte er unserm General: Er habe keine Bestung  
gesehen, die so leicht zu erobern sey, als diese, denn  
man könne das Geschütz aufpflanzen, ohne gesehen,  
und von feindlicher Seite erreicht zu werden. Raunk  
war er des Abends in Aspern angelangt, als er  
mit dem Bataillon von Renouard zur Belagerung  
von Gorcum wider aufbrach; kurz, er will, wie un-  
ser General sich sehr militärisch ausdrückt, bey al-  
len militärischen Feyerlichkeiten selbst gegenwärtig  
seyn.

Auch Vianen, hören wir, hat sich ergeben, und

es werden eins übers andre Gefangene eingebracht, deren wir nun leicht über 300 haben mögen. Der Obrist von der Capellen ist auch als Gefangener mit hier; er hat den Abend bey unsrem General gezeuhen, ist aber sehr in Furcht, und mag auch wohl Ursache haben, über die Ungnade des Prinzen, den er so sehr hintergangen hat, in Sorgen zu stehn.

Den 18ten machten wir einen sehr kleinen Marsch von etwa zwey Stunden, abermahl durch einen zum Theil sehr schlechten Weg nach dem Lager bey Ameide. Wir hatten sandigten Boden zur Lagerstätte, daher uns auch der heftigste Regen nicht schaden konnte. Des Nachmittags gieng ich aus dem Lager nach der genannten Stadt, und besuchte den Prediger, den ich bey dem Durchmarsch hatte kennen lernen. Auf dem Wege sahe ich von ferne her das von Gaudische Corps einmarschiren, doch wußt ich nicht, ob es bestimmt war, im Lager zu uns zu stoßen, oder zu cantoniren, aber gleich vernahm ich das letzte, indem der Prediger ein Billet auf drey Officiers zugleich erhielt. Während war mir, da ich mit ihm die Truppen hatte einmarschiren sehen, und nun mit ihm nach seinem Hause zurückgieng, einige jammernde Weiber mit ihren Kindern im Arm und an den Händen zu finden. Diese klagten, daß man ihnen ganzer dreißig Mann ins Haus gelegt, und sie doch nichts, durchaus nichts hätten, sie zu bewirthen. Auch des Predigers Kin-

der

der schluchtesten: es sey ihnen so bang, so bange — ich tröstete sie, so gut ich konnte, und hieß die Kinder fröhlich seyn, doch mehr durch Mienen, als durch Worte, denn sie verstanden mich nicht; das schloß die guten Kinder so sehr an mich an, daß sie immer an meinen Händen hiengen, und mich nicht fortlassen wollten. Als ich ins Lager zurückkam, hatte ich die Unannehmlichkeit, zu finden, daß unsre Knechte es hatten Abend werden lassen, ehe sie sich um unsre ums Lager herumweidende Pferde bekümmerten — Alle fanden sich indes noch zusammen, auffer ein neues Packpferd, daß ich erst kurz zuvor gekauft hatte, und welches ich doppelt schätzte, da es eins von unsren Husaren erbeutetes, Holländisches Dragoner-Pferd war, doch wurde es auch den andren Morgen wieder glücklich eingebracht.

Den 19ten hatten wir Ruhetag, diesen Tag brachte ich hauptsächlich mit Schreiben zu. Indem ich damit beschäftigt bin, kömmt E\*\*\* zu mir ins Zelt und ruft mir zu: Es ist Friede! Im Haag und Amsterdam wehen schon die Prinzliche Fahnen und die Staaten erwarten den Prinzen, um ihn in alle seine Vorrechte wieder einzusetzen. — Die Nachricht war zu unvorbereitet, zu unerwartet, \*) als daß sie ganz den Eindruck bey mir machen sollten, den ich selbst unter andern Umständen davon erwartee hätte. E\*\*\* kriegte gleich hierauf einen

§ 3

Auftrag,

\*) Auch wie der Erfolg bewiesen hat, ganz ungegründet.

Auftrag, der ihn muthmaßlich einige Tage von uns entfernen wird. Die Wahrheit der Friedensnachricht schien sich auch dadurch zu bestätigen, daß gleich drauf bey der Parole befohlen ward, den Soldaten bekannt zu machen, daß sich keiner mehr unterstehen sollte, Feindseligkeiten gegen Patrioten auszuüben. Gegen Abend wurde auf einmahl ganz unvermuthet dem Quartiermeister angefangt, er solle mit dem Foursierschützen aufbrechen. Wir glaubten gleich folgen zu müssen, es war aber eine unnöthige Besorgniß, das Regiment sollte von nun an nicht mehr campiren, und die Absicht der an den Regimentsquartiermeister ergangenen Ordre war nur diese, uns in den da einzeln herumgelegenen Bauernhäusern Quartiere zu machen. Dies geschah, und so viele Mann auch in ein Haus gelegt wurde so nahm doch das Regiment im ganzen eine Stunde Weges weit die Häuser ein. Ich bezog schon gleich des Abends das mir angewiesene Quartier, das nur wenige Schritte vom Lager und dicht neben dem Quartier unsres Generals, bey guten, sehr ärmlichen Bauersleuten gelegen war. Der Adjudant von Ch\*\*, der Lieutenant v. G. und der Regimentsquartiermeister wurden ebenfalls da einlogirt.

Den folgenden Morgen den 20ten, rückte auch das Regiment aus dem Lager in die Bauernhäuser ein. Der General war schon den vorigen ganzen Tag im Hauptquartier beym Herzog gewesen, er kam auch diesen Mittag noch nicht von da zurück, und so waren

wir durchaus arm an Nachrichten. Den Mittag zog das Bataillon von Langeler und die Ebenschen Husaren durch — Der Herzog gieng den Tag nach Schoonhoven — Die Nachricht vom nahen Frieden erhielt sich, und gleichwohl war in der Nacht vom 20ten zum 21ten eine sehr heftige Canonade. Wir wissen bis jetzt nicht mit Gewißheit, wo es gewesen seyn mag. Man meint, es sey vor Gouda gewesen, welches sich gegen den Morgen zu ergeben hat, denn nur wenig Städte haben sich ganz ohne alle Gegenwehr, wenigstens nicht ohne einigen Schein derselben ergeben. Das hat man zum mindesten geglaubt, dem Souverain schuldig zu seyn. Wir hatten nun unser Quartier verändert, und es nun bey sehr wohlhabenden Bauerleuten bezogen. Diese verbargen es uns nicht, daß sie dasjenige, was sie uns gaben, nur bloß herreichten, weil sie mußten; und kaum erhielten wir noch das, was wir gradzu forderten. Noch den Abend kam L\*\*\* zurück, und er machte mich bey nahe eifersüchtig, denn er hatte Utrecht, Byanen und viele andere Merkwürdigkeiten gesehen, indes ich da ganz ohne Beschäftigung und ohne irgend etwas neues zu erfahren, mich umtreiben mußte.

Auch den 21ten früh hörten wir viel Canoniren, nach der Gegend von Amsterdam zu, und immer wurde vermuthet, daß es vor Zaarden seyn möchte. Der Regimentsfeldscheer gieng den Vormittag auf die Jagd, und brachte einen Haasen zur Beute zurück,

zurück, der den Abend verzehrt wurde. Wir hatten ihn selbst zubereitet. Erst sollte er sich am Spieß, dessen Stelle ein Stecken vertreten mußte, braten lassen. Aber das wollte nicht gehen, der hölzerne Spieß wollte alle Augenblick in Brand gerathen, und der Haase war dabei immer der Gefahr ausgesetzt, ins Feuer zu fallen. Endlich zerschnitten wir ihn, und rösteten die Stücke in einem Kessel, zugleich mit einer Menge Birnen, die zur Zukost dienen sollten. Wir alle kochten dran, der eine that dies dazu, der andre jenes, der eine gab diesen, der andre jenen Rath, und am Ende war doch der Braten hart, trocken, angebrannt und wenigstens für mich ganz ungenießbar, und es bestätigte auch hier das Sprichwort, daß viele (zumal so unerfahrene) Köche den Brei versalzen. Neues erfuhren wir auch den Tag nichts. —

Der folgende Sonnabend, der 22te, ward mir durch eine kleine Reise wichtig, die ich mit G<sup>ra</sup> auf Vyänen machte. Ich sah doch nun auch die Thürme von Utrecht, auch das vergossene Patriotenblut eines vor Vyänen geschlagenen Patrioten, dessen Körper in einem Graben am Wege lag. Wir ritten in die Stadt, die nur mittelmäßig ist, und die Spuren einer großen Verwüstung trägt, die einige unserer Truppen dort angerichtet haben. Ich sah hier auch das von unsren Husaren eroberte Kriegsschiff — Es liegt auf dem Leck, und war eigentlich dazu bestimmt gewesen, die Schiffe der Republic

publick zu nöthigen, dort einen Zoll an Holland zu erlegen, den man bey den in den Niederlanden bisher obwaltenden Unruhen und Streitigkeiten hin und wider geweigert hatte. Das Schiff führt sechs Canonen, und hat grade das Unglück gehabt, auf eine seichte Stelle zu gerathen, da sich unsre Husaren und Jäger am Ufer sehen ließen, die sich gleich dem Zufall zu Nutz machten, und das Schiff aufforderten sich zu ergeben. Es ist eine sehr gute Prise, welche, wie wir jetzt in Bhanen hörten, für 24000 Gulden verkauft worden ist. Als ich von dem Schiff zurück kam, sahe ich einen gefangenen Patrioten, den man von Schoonhoven hergebracht hatte; es war eben der, der sich bey der Arretirung der Prinzessin in Schoonhoven am geschäftigsten bewiesen hatte —

Als wir von unsrer kleinen Reise zurück kamen, schief schon alles. Es war Ordre zum Aufbruch gekommen, und der Quartiermeister sollte schon den andern Morgen um drey Uhr mit den Fouriers nach Schoonhoven. Alle unsre Sachen lagen noch uneingepackt, und doch mußte den Abend noch alles besorgt werden. Da unsre Packpferde noch sehr gedrückt waren, so überredeten wir unsern Wirth, unsre Bagage den andern Tag mit seinem Fuhrwerk nach Schoonhoven zu bringen, und schliefen dann noch die übrigen wenigen Stunden ganz ruhig.

— Es war die tägliche angelegentliche Frage unsrer Wirthsleute, ob wir auch die letzten Truppen seyn, die sie bewirthen müßten, und es schien ihnen ein

Band vom Herzen zu fallen, da wir von ihnen giengen. Der Quartiermeister war indes in der Nacht unpäßlich geworden, und ein Officier mußte an seiner Statt mit den Fouriers die Quartiere machen.

Unser Marsch führte am 23ten durch Nieport einem kleinen niedlichen Städchen, und einem sehr ansehnlichen Fort, rings mit Wasser und Gräben umschlossen, so daß es dem auch nicht Sachkundigen einleuchten mußte, wie es so ganz würde unmöglich gewesen seyn, Meister auch nur von diesem kleinen Platz zu werden, hätte man in Holland die nöthigen Anstalten zur Gegenwehr nur einigermaßen zweckmäßig eingerichtet, und hätte nicht die unglaubliche Schnelligkeit der preussischen Expedition, Schrecken über unsre Feinde gebracht. Während unsres Durchmarsches läutete man unaufhörlich mit den Glocken. Wir mußten noch eine sehr niedliche Schifbrücke über den Leck dicht vor Schoonhoven passiren, und waren gegen neun Uhr in unserm Quartier in dieser Stadt. Sie ist vorzüglich hübsch und sehr regelmäßig gebaut, die meisten Häuser sind von Stein. Durch einen Theil der Stadt geht ein von Quadersteinen gemauerter Canal, und das Steinpflaster ist, wie in den meisten holländischen Städten, unverbesserlich.

Ein sehr hübsches Glockenspiel im Thurm über dem Rathhaus begrüßte unsern Einmarsch. Das  
Rath-

Matthaus und die Doele (ein Wirthshaus) gehören zu den vorzüglichsten Gebäuden; das letzte Haus ist dadurch merkwürdig geworden, daß es der Aufenthalt der Prinzessin während ihrer Gefangenschaft seyn mußte, die eine Nacht und zweien Tage gedauert hatte.

Das Regiment von Woldek war erst diesen Tag ausgerückt, und man machte uns sehr besorgt, daß wir in der schon ziemlich mitgenommenen Stadt kaum zu leben finden würden. Auch dieser Platz ist fest und so gut verwahrt, daß, wie uns unser General selbst sagte, ihm nirgends gut beizukommen wäre, wenn man ihn gehörig besetzt hielte — Wenigstens 40 Canonen, die auf den Wällen stehen und wovon die Hälfte von Metall sind, sind auch in unsre Hände gekommen. Unser Wirth war ein Silberarbeiter, die hier noch von den Goldschmieden unterschieden sind. Er, seine Frau und Tochter nahmen uns sehr freundlich auf, und trugen gleich, da wir kaum ins Haus getreten waren, Coffee und Thee zu unsrer Bewirthung auf. — Es sey, sagten sie mir, auch noch ein Domine, (eine allgemeine Benennung, die man hier allen Predigern giebt) bey ihnen im Quartier, der noch wohl eine Zeitlang bey ihnen bleiben würde. Er war der reformirte Staats-Feldprediger, der im Moeursischen auf diese Stelle ordinirt worden ist, und erst seit einigen Tagen der Armee hieher gefolgt war, ein sehr guter freundschaftlicher Mann, der uns auch besonders

besonders dadurch hier beynahe unentbehrlich ist, daß er recht gut holländisch, und auch deutsch spricht, und auf die Art uns die Stelle eines Dolmetschers bey unsern guten Wirthsleuten vertritt.

Der Herzog ist diesen Morgen nach Gouda (Tergau in der Sprache des gemeinen Lebens) aufgebrochen — Rotterdam hat sich ergeben — Ein Officier des Regiments von Rohr hat bey Deventer eine Schanze weggenommen, einige vierzig Canonen erbeutet, und mehrere Gefangene gemacht — Der Herzog rückt Amsterdamm immer näher — Auch die Divisionen unter von Gaudi und von Lottum sind vorwärts gegangen — Ein aufrührerischer Geistlicher in Langerac, der selbst von der Kanzel das Volk gegen den Prinzen aufgewiegelt hat, hat bey der Annäherung der Preussischen Truppen Gift genommen, und man hat ihn wie einen Missethäter unter einem Baum eingescharrt.

(Die Fortsetzung künfftig.)

## 5.

### Neuere politische Merkwürdigkeiten.

#### A. Aus Frankreich.

Schon bey verschiedenen Gelegenheiten haben wir Proben angeführt, in was für einem schlechten Zustand

stand die Criminalgerechtigkeit in Frankreich sich befindet, und welcher überaus wichtigen Verbesserungen dieselbe nicht nur fähig, sondern auch bedürftig sey. Durfte nicht der berühmte Redner und Parlamentsadvocat Hr. Segnier in einer Rede laut sagen: die Criminaljurisprudenz in Frankreich sey der in England weit vorzuziehen, als wo man noch eine kindische Ehrfurcht für die Qualität eines Menschen, und eine Kleinmüthige Surcht habe, Unschuldige zu verdammen, und wo das Gesetz rede, müsse die Vernunft schweigen. — Jetzt hat doch der König von Frankreich dem Parlament bekannt gemacht, daß er ein Criminal-Gesetzbuch verfertigen lassen wolle, woben er vorläufig verbietet, kein Todesurtheil zu vollziehen, bis nicht ein Monat nach der Abfassung desselben verfloßen sey, damit wenigstens dem Verurtheilten, oder seinen Freunden und Bertheidigern Zeit gelassen werde, das, was zu seiner Rechtfertigung dienen kann, beizubringen. Nicht minder hat auch der Monarch verordnet, daß hinführo wegen keines Verbrechens und in keinem Fall die Tortur zuerkannt werden, sondern dieselbe gänzlich abgeschafft werden soll.

#### B. Aus Neapel.

Der erste Theil des vom Herrn Galanti angekündigten Geographischen Werks über beyde Sicilien, wozu demselben die Materialien auf Ordre der Regierung sind geliefert worden, ist nun kürzlich herausgegeben.

ausgekommen. In diesem ersten Theil ist noch erst bloß von dem Königreich Neapel die Rede. Nach der Rechnung des Herrn Galanti belaufen sich in diesem Königreich die jährlichen Einkünfte der Geistlichkeit auf neun Millionen Ducaten, die des Maltheserordens auf 79000 Ducaten, und das, was jährlich nach Rom bezahlt wird, beträgt 59000 Ducaten. Es sind zu Neapolis 1500 adeliche Familien, und überdem noch 4500 in den Provinzen. Die verschiedene Tribunale im Königreich beschäftigen 26000 Menschen. Nach den Todtenlisten mögen in diesem Lande ohngefähr 600 Menschen jährlich meuchelmörderischer Weise aus der Welt geschafft werden; die Zahl der Aerzte beläuft sich auf 12400, die Zahl der Weltgeistlichen, der Mönche und Nonnen ist nahe bey 100000. Die ganze Bevölkerung des Königreichs ist 4,780,000 Seelen. Nach Berechnungen des Herrn Galanti könnte sie bis zu 10 Millionen steigen.

### C. Aus dem Sternenhimmel.

In der Nacht vom 11ten auf dem 12ten des vorigen Monats bemerkte man zu Mannheim, einen Nordschein, den ein besondrer Umstand merkwürdig machte. In vorigem Jahr ist Friedrich dem Einzigen zu Berlin ein Sternendenkmahl am nördlichen Himmel gestiftet, und mit allgemeinem Beyfall aller gelehrten Gesellschaften Europens, wo Astronomen sind, unter die Sternbilder aufgenommen worden.

Dieses

Dieses Denkmahl besteht aus einem antiken Schlachtschwert, einer Feder und einem Delzweig, die vermittelst eines unverwecklichen Lorbers in eine Trophäe zusammen gebunden, und mit einer über derselben schwebenden Krone, wie alte Könige sie trugen, geziert sind. Es ist das Sinnbild des Helden, und des Schriftstellers. Es enthält 76 Sterne und zwey Sternhäufchens, und heißt: Friedrichs Ehre. Das ganze Sternbild steht zwischen dem König Cepheus, der Cassiopeia, der Andromeda und dem Schwan in der Mitte. In vorgenannter Nacht schien der Himmel die Apotheose dieses neuen Sternbildes im Schimmer des Nordscheins fernern zu wollen, denn da rings herum die übrigen Sternbilder im dunkelblau des Himmels standen, glänzte an der nordwestlichen Seite des Meteors Friedrichs Ehre allein, in einer überaus schönen Lichtsäule aus Blutroth, Rosenfarbe und Milchweiß.

## 6.

## Mode sucht.

Ein paar neuere Anekdoten.

In einer nahmbhaften Stadt starben vier bis fünf Menschen kurz nach einander plötzlich am Schlagfluß. In einer Gesellschaft machte jemand hierüber  
die

Die Bemerkung: Es ist jetzt ordentlich da ton, plötzlich aus der Welt zu gehn. Eine Dame, die bald darauf krank wurde, beschwor ihren Arzt, doch alle seine Kunst und Geschicklichkeit anzuwenden, damit sie doch ja nicht an dieser Krankheit sterben möchte. Mein Gott, sagte sie, was würden die Leute dazu sagen, der bon ton erfordert jetzt, daß man plötzlich aus der Welt geht.

\* \* \*

Einem gewissen Fräulein, die zum erstenmahl in die Hauptstadt ihrer Provinz kam, wurde gesagt, sie brauche gleich Anfangs bey ihren zahlreichen Verwandten und Freunden daselbst keine persöhnliche Besuche zu machen, es sey genug, wenn sie nur mit dem Wagen an den Häusern vorführe, und durch den Bedienten eine Karte abgeben ließe; sie selbst könne nur ruhig im Wagen sitzen bleiben. Sie befolgte diesen Rath, bezeigte aber doch nachher sehr ihre Verwunderung darüber, daß sie weder Gegenbesuche noch Einladungen erhielt. Man fragte sie, ob sie dann nicht überall eine Karte abgegeben. O ja, sagte sie, sie habe ein ganzes Spiel zu sich gesteckt, und nur einige, von den Bildern aber, die sie an den vornehmsten Häusern abgegeben, keins mehr übrig behalten — Ob sie denn nicht auch Ihren Namen auf die Karte geschrieben habe? — Nein sagte sie, das habe ich nicht gewußt.

---

## 7.

## Die letzten Jesuiten in Deutschland.

Es ist bekannt, daß bey der allgemeinen förmlichen Aufhebung des Jesuiten - Ordens durch den Pabst Ganganelli dieser Orden in den Preussischen Staaten unter dem besondern Schutze Friedrichs des Einzigen noch eine geraume Zeit fortgedauert hat, bis es endlich auch diesem Könige gefiel, aus eigener Bewegung denselben in seinen Staaten aufzuheben. Hiebey ist es merkwürdig, daß sich diese Verfügung nicht auf die in der Provinz Cleve befindliche Glieder dieses Ordens erstreckte. Die Jesuiten in Emmerich und Xanten waren demzufolge bis jetzt die einzigen im ganzen Römischen Reiche, die nach wie vor, selbst bis zur Beybehaltung der gewöhnlichen Ordenskleidung, in ihrem völligen Wesen blieben.

Es sind noch nicht volle zweyhundert Jahr, daß sie in dieser Provinz bestanden haben. Erst im Jahr 1592 wurden sie nach Emmerich berufen, um sich daselbst mit dem Unterrichte der Jugend zu beschäftigen, und aus einer besondern Gnade des Landesherren wurden mit Gutheißung des Römischen Stuhls sechs Kanonikat - Präbenden aus den in der Provinz Cleve gelegenen sechs Stiften mortificirt und zum Unterhalt dieser Jesuiten angewiesen. Ihr Collegio  
N. U. III, Jahrg. Bl. 12 M um

um bestand anfänglich nur aus neun Personen, gleichwie es aber nie die Art dieser wirksamen Bäume gewesen ist, sich zu vermindern, sondern, so wie gewisse Pflanzen, die zu ihrem Fortkommen nur eines Stückchen Bodens bedürfen, sich ohne alle weitere Mühe von selbst merklich ausbreiten, so wuchs auch hier ihre Anzahl bald bis zu vier und zwanzig Personen an. Eine gleiche Bewandnis hatte es mit ihren Vermögensumständen. Wer die Jesuiten beschuldigt, daß sie schlechte Ökonomen seyn, der thut ihnen wirklich groß Unrecht. Ohne merklich bekannt gewordene wichtige Finanzoperationen, ohne diese oder jene Monopolien an sich zu bringen, ohne Lotterien anzulegen, ohne Versammlungen von Nobilitäten anzustellen, vermehrten sich ihre Güter und Einkünfte allmählich auf eine so gesegnete Art, daß sie im Jahr 1717 bey einer doch beynahe dreyfach vergrößerten Personenzahl die Einkünfte der vorhin erwähnten sechs Präbenden schon völlig entbehren konnten, weswegen der Landesherr unterm ersten Januar des folgenden Jahrs verordnete, diese bis her zum Unterhalte der Jesuiten erledigt gehaltene Kanonikate wider zu besetzen, und die Pfründen ihrer ursprünglichen Stiftung gemäß den respectiven sechs Stiften wieder einzuverleiben.

In Xanten ist zwar kein eigentliches fundirtes Jesuiten Collegium, indessen ist doch daselbst von langen Jahren her eine Residenz für drey Patres welche gemeiniglich von dem Collegium zu Enne-

rich

rich genommen, eigentlich aber von dem Capitel zu Xanten berufen werden, um dem Pastor bey seiner sonst zu weitläuftigen Parochie zu assistiren. Diese Patres sind übrigens von dem Collegio zu Emmerich unabhängig, weil sie ihren eigenen Superior haben, und von dem Capitel salarirt werden. Jetzt besteht ihre Anzahl nur noch aus zwey Personen, die ebenfalls noch in ihrer förmlichen unveränderten Ordenskleidung einhergehen.

In der vorigen Woche ist nun auch auf Königlichem Befehl durch eine Commission der Clevischen Regierung das Jesuiten Collegium zu Emmerich förmlich aufgehoben worden, und die sämtlichen Glieder desselben, die seit der päpstlichen Aufhebung des Ordens allmählig bis auf vier Personen ausgestorben waren, sind mit Beybehaltung einer lebenslänglichen Pension von 300 Rthlr. für einen jeden, in den Stand der Weltgeistlichen übergegangen. Die sämtlichen Güter aber sind dem dortigen Kloster der Kreuzbrüderherren mit dem Beding übertragen worden, daß diese Kreuzbrüderherren jetzt die untern Schulen wahrnehmen, nach dem Absterben der jetzt auf Pension gesetzten Exjesuiten aber, deren Pensionen ihnen alsdenn auch zufallen werden, auch die Philosophie und Theologie dociren sollen.

Demzufolge sind also jetzt die beyden vorerwähnten Jesuiten in Xanten — welches nun allerdings auch als eine ausschließlich vorzügliche Merkwürdigkeit

Dieses Orts angesehen werden kann — namentlich der Herr Vater Superior Pesch, und Herr Vater Düfraine die einzigen und letzten Jesuiten in ganz Deutschland, deren Namen als die letzten dieses Ordens aus diesem Grunde eben sowohl als der Name des ersten Stifters desselben in der Geschichte aufgezeichnet zu werden verdienen.

W\*F\*H.

---

8.

Zollhofers Denkmal.

Dieses Gedicht wurde im Namen von mehr als 600 unterschriebenen Personen, welche sämtlich zur leipziger Universität gehören, am Tage der Beerdigung dieses großen Mannes, den 25. Jan. im Trauerhause übergeben.

Wessen Vollendeten Urne  
Steht dort feyerlich, Thal des Todes,  
In deiner Mitte?

Traurende blicken,  
Wohin ich mich wende,  
Nach ihr hin und schweigen.

Wer sind jene Treulosen,

Die

Die diese dichten Palmen  
Um sie her pflanzen?

Vielleicht Dankbare,  
Deren Kummer zur Wonne  
Der hohe Erschlafne schuf.

Wer sind jene Edlen,  
Die zwischen den ernstestn Gräbern,  
Gleich trauernden Engeln, hergehn,  
Und Blumen dem Weinenwürdigen streun?

Vielleicht Jünglinge,  
Die unter seiner hohen Leitung  
Näher zum Throne der Gottheit schritten,

O, welch eine heilige Todtenfeier!

Zürne nicht, Verklärter!  
Wenn auch ich mich Deiner Urns nähere,  
Den hohen Namen zu lesen,  
Und ihn in meinem Busen zu verewigen:

So flammt die zeugende Schrift:

Heilig ruhe  
in diesem Grabgefäß  
Eines Tugendlehrers Gebein  
Der Gott sich nachbildete.

Könnten himmlische Mächte  
Sichtbar zu den Irdischen herabsteigen,  
In sanfterer Milde würden sie so  
Unter den Menschen eihergehen.  
Und einer abwärts sinkenden Welt  
Der Gottheit Bild  
in sich entgegen stellen.

Deutschlands dankbare Hand  
Setzte dem Vollendeten dies Denkmal —  
Und grub unter Seinen Namen:

Georg Joachim Zollikofer,

Der Christ ohne Seines Gleichen.

Vollendeter!

So ist dies die feyerliche Ruhestätte,  
Nach der ich thränend  
Vom fernen Land herüber wandelte?  
So ruhet hier die Hülle  
Von Deinem himmlischen Geiste?

Nimm zum Opfer

Diese gesammelten Flammen des Auslands  
Bis zum Tage des Erwachens  
Sollen sie auf Deiner Urne  
Gen Himmel lodern.

Heinrich August Töpfer.

9.

## Fortsetzung des Reisejournals

eines Preußen

auf dem Marsch nach Holland.

Der Rheingraf Salm ist mit seinen Truppen noch  
 disseits Amsterdamm. Er hat sich in diese Stadt  
 zurückziehen wollen, aber die Amsterdamer haben  
 ihm die Thore vor der Nase zugeschlossen. Der  
 Herzog wünscht sehr, ihn selbst zu haben. Vor ei-  
 nigen Tagen wäre es beynabe einem Husaren ge-  
 lungen, sich seiner zu bemächtigen; Er war ihm  
 im Nachsehen schon so nahe gekommen, daß er ei-  
 nen Hieb nach ihm gethan hat, er hatte aber das  
 Unglück, indem er den Hieb that, mit dem Pferde  
 zu stürzen, und der Rheingraf entwischte. Da der  
 jenige gewiß eine große Belohnung zu erwarten hat,  
 der ihn einbringen möchte, und ihm überdem sein  
 eigenes Volk nicht treu ist, so scheint ihm nur das  
 Meer zu seiner Rettung übrig zu bleiben. — —

Nach Tische giengen wir um die hübsche Stadt  
 auf den Wällen spazieren, und besahen zugleich  
 ein geplündertes Patriotenhaus, der Eigenthümer  
 war ein reicher Hanfhändler; unser Wirth schätzte  
 seinen Verlust im Hause bloß an zerschlagenen Neu-  
 blen auf mehr als 40000 Gulden, er verließ uns  
 in dem Hause weil ihm, wie er uns hernach ge-

stand, der Schmerz bey dem Anblick der Verwüstung zu empfindlich gewesen, denn der Entflohene war einer seiner besten Freunde gewesen.

Den Abend hatten wir eine sehr rührende Unterredung mit unsern Wirthsleuten. Da sie glaubten, es uns zutrauen zu dürfen, daß wir ihre Offenherzigkeit nicht misbrauchen würden; so gestanden sie es uns unter häufigen Thränen, daß ihre beyden Söhne unter den patriotischen Freycorps stündeten, und auf Befehl ihrer Obern vor einigen Tagen von hier mit ausgezogen seyn. Wir suchten sie zu trösten so gut wir konnten, und versprachen ihnen Pässe von unsrem General für alle beyde zu besorgen, wenn sie mit bessern Gesinnungen wider zurückkehren wollten. Der Antheil, den ein jeder einzelner, auch der geringste, das Weib, so wie der Mann, und selbst die Kinder an den Angelegenheiten des Staats nehmen, ihre Bekanntschaft mit den Schicksaalen ihres Vaterlandes, und ihr Interesse überhaupt an den Weltbändeln, unterscheidet den Bewohner eines Freystaats sehr von jedem andern, der sein Gesetz in Ruhe trägt, und den Monarchen Sorgen und streiten läßt, und weiter kein Interesse an der politischen Lage der Dinge nimmt, als so weit es die Sorge für seine eigene Privat-Sicherheit, und die Neugierde erfordert. Unse Wirthin kannte die erste entfernteste Quelle der jezigen Unruhen, und wußte sie sehr richtig aus dem Krieg der Engelländer mit den Amerikanern herzuleiten.

Sie

Sie redete dabei mit so vieler Lebhaftigkeit und Wärme, sprach viel von frengefochtenen Niederländern, und schien ganz unerschöpflich zu seyn. Ich verstand freulich nicht alles, doch war es über eins, ehe wir zu Bette giengen.

Wir waren den 24ten kaum aufgestanden, als uns ein großer Zulauf von Menschen zur Thür rief — Es war die Erbstatthalterin mit ihrer Tochter und ihren beyden Söhnen, die nach dem Haag gehen wollte. Das Glockenspiel, daß sich in einem fort, so lange sie in der Stadt war, hören ließ, war ein Zeichen der Freude von Seiten der Einwohner. Sie trat in der Doele ab, wo sie von unserm General, von den Staabsofficiers, und von dem Rath der Stadt, so wie auch von den vornehmsten Damens complimentirt wurde. Das Volk rief ihr beim Aus- und Einsteigen ein freudiges Sussch zu. ( Ein niederländischer Ausruf der die höchste Freude andeuten soll. )

Den Mittag speißte ich beim General in Gesellschaft eines englischen Generals, der hier durchreisete; das ganze freye und ungenirte Wesen dieses letztern, zeigte den Engländer sehr characteristisch. Er aß keine Suppe, und um indeß nicht müßig zu seyn, langte er sich selbst, aus einer andern Affiette sehr freymüthig zu, und wir hatten noch nicht abgegessen, als er aufstand, um noch nach Gouda zu gehen. Er hatte schon Abschied genommen, als  
ihm

ihm noch was einfiel, er kam wider zurück, dem General nach was zu fragen. Beym Weggehen fiel sein Auge auf einen Teller mit Pfirsichen, sie sehen und darnach greifen, war eins. — — —

Auf einem Spaziergang, den ich des Nachmittags machte, erzählte man mir die Neuigkeit, daß der 23te dieses Monats festgesetzt gewesen sey, ein allgemeines Blutbad unter den Prinzlich gesinnten anzurichten. Man habe sich durch eine geheim verbreitete, aber noch glücklicher weise zur rechten Zeit entdeckten Conjurations-Acte verbunden, auf den besagten Tag die Prinzlichen zu überfallen und zu erwürgen, auch hier in Schoonhoven selbst habe man eine Kiste mit Hängestrieken gefunden. — Kaum läßt sich denken, daß die abscheuliche Neuigkeit Glauben verdienen könnte.

Den Mittag hörten wir die angenehme Neuigkeit, daß die Staaten von Holland eine Resolution bekannt gemacht, kraft der die Suspension des Stadthalters aufgehoben, und er in alle seine vorige Rechte wieder eingesetzt seyn solle — —

Am 25ten, als dem Geburtstage unsres Königs, zeigte das Glockenspiel, das von frühe Morgens an ohne Aufhören und zur wirklichen Pein unsrer Ohren sich hören ließ, den Festtag auch für die  
die

die Stadt an. Einige Deputirte des Magistrats und der Bürgergesellschaften gratulirten dem General und den Staabsofficiers auf Parade, und der Bürgermeister, bey dem unser General logirt, lud ihn und sämtliche Officiers im Namen des Magistrats zu einer Assemblée und Souper auf den Abend ein. Um doch auch einmal bey einer holländischen Fete gewesen zu seyn, versäumte ich nicht, auch hinzugehen. Es mochte ohngefähr halb vier seyn, als wir zur Doele, wo die Zusammenkunft war, hingiengen. Die meisten von den Herren waren schon da. Es würde mich befremdet haben, keine einzige Dame in der Gesellschaft zu finden, hätte ich nicht schon den Mittag eine Entschuldigung deshalb aus des Bürgermeisters Munde gehört. „Die Damen, sagte er, hätten mit der Einquartierung zu thun“ — Eine artige Apologie, antwortete der General, ich bedauere die Damen. Auch war es uns auffallend zu sehen, daß alle holländische Herren in dem Zimmer ihre Hüte auf dem Kopfe hatten. Doch fanden wir uns bald in diese holländische Sitte, und es gab den Ton zu einer größten Freyheit und Zwanglosigkeit in der Conversation, die uns ganz wohl behagte. Es wurde Taback und Wein servirt, der nur sehr mittelmäßig war. Der Champagner und Burgunder war sehr gut, aber es kamen davon nur einige Bouteillen zum Vorschein, die im Umsehn leer waren. Vor dem Zimmer der Versammlung waren unsre Hautboisten, die zur Gesundheit des Königs töuche bliesen; diese Gesundheit wurde von den

den Herren des Magistrats zuerst ausgebracht. Dann sollte der Prinz von Oranien leben, und demnächst unser guter General.

Auch hatte die Bürgerschaft Befehl erhalten, die Stadt zu illuminiren, doch erst am Abend machte unser Wirth Anstalt, einige Lichter anzukaufen, vorher hatte er an nichts gedacht. Auch war bey der ganzen Illumination alles so mäßig und so gut ökonomisch eingerichtet, das wenigstens keine Theuerung des Oels oder Talgs daher zu befürchten war. Nirgends sahe man eine Devise oder ein Gemählde, und nirgends brannten Lichter, als bloß an den Fenstern der untern Stockwerke. Ich wartete mit meinen Freunden das Souper in der Doele nicht ab, welches, wie ich nachher hörte, auch nur stehend und aus der Hand genommen wurde, sondern wir hoften zu Hause unter uns, uns besser vergnügen zu können, und verliessen gegen acht Uhr die Gesellschaft.

Noch an demselben Tage, ehe wir zur Assemblée giengen, war des Generals Reitknecht mit den Pferden zurückgekommen, die der Fürst von Coblen zu seiner Reise nach dem Hauptquartier von ihm geliehen hatte. Der Reitknecht war bis nach Thenege gewesen, welches noch näher gegen Amsterdamm zu liegt, als Maarden, er wußte aber nichts neues zu erzählen, als das der Herzog sich bis in die Gefahrt hineinwage, das dicht neben ihm einem Haren

waren das Pferd unter dem Leibe getödtet worden, und ganz nahe um ihn selbst seyn die Schüße gefallen, den 24ten in der Nacht habe Amsterdam capituliren wollen, aber Naarden, der Schlüssel zu dieser Stadt, so wie überhaupt zu ganz Nordholland sey noch nicht über.

Gegen Abend brachten einige Prinzlichgesinnte Bürger einen Patrioten ein, der vermuthlich ein Chef eines patriotischen Bürgercorps gewesen seyn muß, denn er wurde mit der Anklage abgeliefert, er habe den Tag vorher drey Prinzlichgesinnte erschießen lassen. Ich sahe ihn in der Wachtstube auf dem Rathhause, nebst zwey andern, die auch eingeliefert waren; nach seinem Gesicht möchte ich ihm wohl bey der von ihm begangenen Abscheulichkeit mehr Bosheit als Irrthum oder Unbesonnenheit zutrauen.

In der Nacht vom 25ten zum 26ten hat man bis gegen Morgen zu viel Canoniren gehört, es kann nicht wohl wo anders als vor Naarden gewesen seyn. Der Bürgermeister, der Hauswirth unsers Generals erzählte uns des Mittags über Tisch von der freudigen und ehrenvollen Aufnahme, welche die Prinzessin im Haag gefunden: das entzückte Volk hat die Pferde von dem Wagen abgespannt und sie selbst zu dem Orangensaal hingezogen. Ueber Tisch berichtete auch der Regimentsfeldscheer, daß der Wachtmeister des Rheingrafen von Salden

den Abend vorher an seinen Wunden gestorben sey. Er war von einem prinzlichen Bauren in den Rücken geschossen, und die Kugel steckte noch im Leibe, auch über der Stirn hatte er eine, aber nur sehr leichte Wunde. Ich hatte ihn noch auf seinem Krankenlager besucht, wo er kläglich winselte, ein Husar von derselben Compagnie ist sein treuer Gesellschafter gewesen bis ans Ende.

Den 27ten weckte man uns mit der Botschaft, daß Amsterdam capitulire, und daß ein Waffenstillstand auf einige Tage geschlossen sey — Vielleicht ist dann doch nun die Hofnung zur Rückkehr vor dem Eintritt des Winters, die bey mir bisher so sehr gesunken war, nicht vergebens — Die Schiffbrücke, die bisher die leichte Communication zwischen Niepoort und Schoonhoven unterhalten hat, soll morgen abgebrochen werden, nachdem das in erstem Ort bisher gelegene zweyte Bataillon des Regiments von Budberg nach Gouda gerückt seyn wird. — In meinem Quartier war heut große Freude. Der älteste Sohn, dessen ich vorhin erwähnt, und der nach Rotterdam geflüchtet gewesen war, war durch Hülfe des Passes, den wir ihn verschafft, zurückgekommen. Gegen Abend machte ich in Gesellschaft einiger Freunde noch einen Spazierritt. Bey der Rückkehr begegneten wir schon dem Budbergischen Bataillon auf seinem Wege nach Gouda. Diese werden den Unruhen also wohl etwas näher kommen, als wir, aber es wird doch die Frage seyn,

ob

ob sie deshalb wohl mehrern Antheil dran nehmen werden. — Ein Bataillon, unter dem Obristen Grenier, das bisher unter den Patrioten gedient, jetzt aber zum Erbstadthalter übergegangen ist, hat jetzt bey unserm General um einen freyen Durchzug hier angehalten — Ich aß den Mittag in Gesellschaft des Herrn Ingenieur-Major von Schüler. Bey Gelegenheit erfuhr ich, daß die aus Gorcum geflohene Feinde, die bey Giesdam ans Land gegangen sind, die unerhörteste Grausamkeiten gegen einige Prinzlichgesinnten ausgeübt haben; sie sind abscheulich genug gewesen, verschiedene lebendig an die Pferdeschweife zu binden und so zu Tode schleifen zu lassen. Der Major von Schüler sagte, daß von der Wassergefahr die Rede war, der die unsrigen vor Amsterdamm ausgesetzt sind, daß der Durchschnitt der Dämme bey Ermedingen beynabe das einzige nachtheilige gewesen ist, was auf die Art unsre Feinde gegen uns unternommen haben. — Unser Wirth wollte aus ganz sichern Nachrichten wissen, daß besonders die Division unter General von Kalkreuth beynabe halb im Wasser stehen müßte, weil einige Dämme vor Amsterdamm durchstoßen sind, und da jetzt ein Nordwind wehet, der das Wasser gegen die holländische Küsten anschwellt, so müßte es in der Nacht gewiß bis an sechs Fuß wachsen.

(Die Fortsetzung künftig.)

## IÖ.

Sonderbares Beyspiel von einem  
Schlafredner.

In des Herrn Prof. Abels zu Stuttgart Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben wird ein Beyspiel von einem Schlafredner erzählt, der überaus merkwürdig und vorzüglich als ein Beytrag zur Erfahrungs-Seelenkunde gelten kann. Ein Jüngling von achtzehn Jahren, der Buchhalter bey einem Kaufmann in Sr. ist, fieng auf einmal an, des Nachts, sechs Minuten, nachdem er eingeschlafen war, im Schlaf zu reden. Das ist nun freylich nichts ungewöhnliches, aber dadurch wird dieser Fall ungewöhnlich merkwürdig: In der folgenden Nacht fuhr er gerade da fort zu reden, wo er in der vorigen Nacht aufgehört hatte. In seinen Träumen spielt er immer die Rolle eines Kaufmanns, und seine fortgesetzten Träume haben und behalten immer auch in Ansehung der Zeitfolge einen ordentlichen und vollständigen Zusammenhang.

---

## II.

An die Herausgeber  
der Niederrheinischen Unterhaltungen.

Nachstehendes Schreiben von demselben schätzenswürdigem Verfasser, dem wir auch die in No. 6 des vorigen Monats befindliche nähere Nachrichten über die Schulverbesserungsanstalten im Bergischen zu verdanken haben, enthält zwar ein — wenigstens unsrer Meinung nach — etwas strenges Urtheil über einen andern Aufsatz in unsren Blättern; Gleichwohl um auch hier einen Beweis unsrer gänzlichen Unparteilichkeit zu geben, lassen wir dasselbe unverändert, und zwar um so williger abdrucken, da wir von der guten und biedermännischen Absicht des Verfassers vollkommen überzeugt sind. Das, was wir übrigens darauf zu antworten haben, werden wir gleich bey jeder einzelnen Stelle unten als Anmerkungen beyfügen.

Die Herausgeber.

\*\* den 18ten März 1788.

Sie H. H. hatten in Bekanntmachung der Stücke, die Sie in Ansehung der Säkularisation unter den Schulmeistern des Bergischen Landes Ihrer Unterhaltungen einverleibt haben, die edle und menschenliebende Absicht, die schwürigen Gemüther durch vernünftige Gründe zu beruhigen. Ihre Anmerkungen, womit Sie die beyden Briefe in letztem Stück des vorigen Jahrs begleiteten, waren so bündig und

N. U. III. Jahrg. Bl. 13                      R                      eine

einleuchtend, daß fast weiter nichts erfordert wurde, als dieselbe ohne Vorurtheil zu beherzigen; höchstens daß das dunkel und zweifelhaft gebliebene durch eine historische Darstellung des ganzen Verlaufs der Sache erläutert würde. Dies haben Sie nun auch durch Bekanntmachung der Ihnen eingesandten Nachrichten zu erreichen gesucht. — Ob Sie Ihren Zweck erreichen werden? a) — — — Daran zweifelte ich sehr! — Warum? Sind etwa die

a) Ueberall, und im ganzen? — Daran haben wir selbst gezweifelt, oder vielmehr eine solche, alle Wahrscheinlichkeit übersteigende gute Wirkung unserer Blätter haben wir uns auch nicht einmal in den Sinn kommen lassen. Aber hin und wieder richtigere Begriffe über die so sehr verschriene Schulverbesserungsanstalten zu verbreiten; diesen und jenen auch nur auf die eigentliche Beschaffenheit derselben aufmerksam zu machen, und zur eigenen unparteyischen Prüfung derselben aufzumuntern, fürnemlich auch das Falsche und Ungegründete in den dagegen vorgebrachten Beschuldigungen zu zeigen, und auf diese Art zur Beilegung der Irrungen beizutragen — Diese Hoffnung möchten wir auch noch nicht gerne fahren lassen. Auch hat uns der Erfolg schon gelehrt, daß dieselbe nicht ganz ungegründet ist. Wenigstens von verschiedenen einzelnen Personen ist uns die Versicherung gegeben worden, daß sie durch die in den Unterhaltungen gegebene Nachrichten bessere Gedanken von den Absichten so wohl als von der Beschaffenheit jener Verbesserungsanstalten gefaßt haben, als ihnen anfänglich durch einseitige Vorstellungen davon beygebracht worden.

Eingefaubte Aektentrücke nicht ächt? — Das nicht! Aber immer kömmt's darauf an, wie eine Sache vorgestellt werde. b)

Sie wissen, und sind versichert, daß ich mit dem Herrn Verfasser der in No. 5 (des Febr.) abgedruckten Geschichtserzählung, was die Hauptsache betrifft, einig bin, und die Widersezlichkeit vieler Schulmeister für einen strafbaren Eigensinn, oder außs gelindeste zu reden, für Gefolgen ungegründeter Vorurtheilen halte. Aber die Art der Erzählung des Herrn Verfassers und manche eingemischte Nebensachen gefallen mir nicht: weil ich

N 2

glaube,

b) Allerdings kömmt oft darauf vieles an. Aber da die Arten, wie eine Sache vorgestellt werden kann, mancherley sind, so fragt sich, welches das beste sey? Unserer Ueberzeugung nach, ist, zumahl wenn man nicht etwa eine einzelne Classe von gleichdenkenden Menschen, die man belehren will, sondern ein ganzes gemischtes Publikum vor sich hat, diejenige Art des Vortrags besonders bey der historischen Darstellung einer Sache, die beste und zweckmäßigste, welche die Wahrheit unverhohlen und freymüthig, ohne Ansehn der Persohn, ohne Schonung des Vorurtheils mit Wärme, doch ohne Bitterkeit darstellt. Daß auch der Verfasser der Nachricht von den Schulverbesserungsanstalten (No. 5. Febr.) diese rechte Art des Vortrags getroffen habe, kann ihm unfres Bedünkens nicht abgesprochen werden.

glaube, daß Sie nicht die beängte Wirkung haben werden. c )

Ueberhaupt werden die schwürigen Schulmeister und die, welche dieselben unterstützen, aus manchen Stellen auf einen Mann als den Verfasser rathen, den sie für den Urheber und Anstifter der ganzen Sache halten, und ihm Schuld geben, seine Absicht sey keine andre gewesen, als die Schulmeister zu demüthigen. d ) Sie mögens nun errathen oder nicht,

c ) Das Weil beweiset hier offenbar zu viel, folglich nicht das, was es beweisen soll. Denn aus der verfehlten Wirkung eines Vortrage, sowohl eines mündlichen als eines schriftlichen, läßt sich doch nicht immer auf eine fehlerhafte Art des Vortrags selbst schließen. Auch der beste Saame bleibt oft ohne Frucht. Auf die Güte des Bodens auf den er gesäet wird, kömmt gleichfalls eben so viel an, als auf die Güte des Saamens.

d ) Aber wie deutlich und unwidersprechlich ist nicht in dem quästionirten Aufsätze durch die benzelegte Actenstücke das ungegründete dieser Beschuldigung gezeigt! Man sehe insbesondere Seite 87 fgd. Und gesetzt auch, es sey ein einzelner Mann, es sey selbst der Verfasser jenes Aufsatzes, der die Landesregierung zuerst auf die Nothwendigkeit einer zu verfertigenden Schul- und Schulmeister-Ordnung aufmerksam gemacht, so verdient er eher Dank und Lob, als die Anschuldigung einer so niedrigen Absicht, die Schulmeister zu demüthigen, welche ja ohnehin genugsam durch den ganzen Inhalt der — ja nicht von diesem einzelnen Mann, sondern von den Synodaldeputirten

nicht, so dämpft es doch die Gährung nicht, sondern breitet sie vielmehr in vielen Gemeinen unter e in Gemeinigliedern aus: da eine andre Wendung gewiß bessere Wirkung würde gethan haben, denn man hat es hier nicht bloß mit den Schulmeistern zu thun; diese würden sich bald zum Ziel legen, wenn die Gemeinen selbst, die Consistoria, die Magistrate

N 3

gistrate

ten entworfenen, und von der ganzen Synode und allen Consistorien reiflich geprüften und gebilligten Schul- und Schulmeister-Ordnungen, für jeden, der dieselbe nur lesen will, widerlegt wird — Noch mehr: gesetzt auch, dieser Mann habe wirklich die ihm hier angedichtete Absicht gehabt, hat er sie denn nun erreicht, oder wird er sie wohl durch die Einführung der erwähnten Schul- und Schulmeister-Ordnungen erreichen können? Der Inhalt derselben, (man sehe nur die von uns Seite 100 angeführte § §) ist derselben im Gegentheil durchaus hinderlich, und überhaupt, welche entsetzliche Presomtion gehört dazu, noch immer zu glauben, ein Reglement, woran eine ganze Synode Jahre lang gearbeitet, geprüft, revidirt und aber revidirt hat, ein Reglement, welches hierauf von einer ganzen höchsten Landesobrigkeit approbirt worden, sey nichts anders als ein Beförderungsmittel der kleinen elenden Absicht: die Schulmeister zu demüthigen! Ein ganzes ansehnliches Landescollegium, und eine große ehrwürdige Synode — nur Werkzeuge der geheimen Absichten eines einzelnen Privatmanns! Zu welchen abentheuerlichen Ungereimtheiten kann doch nicht ein einziger vorgefaßter Verdacht verleiten!

gisträte, die Scholarchen, unter denen die Schulmeister stehen, von der Billigkeit und Nothwendigkeit einer solchen Schulordnung überzeugt würden. Auf diese e) hätte man also Rücksicht nehmen sollen, um sie zu gewinnen, nicht aber zu erbittern.

Was

ε) Sonderbar! Sind denn nicht beyde Reglements durch alle Gemeinen und Consistorien circulirt, und von allen mehr oder weniger Anmerkungen darüber gemacht, diese Anmerkungen auch geaußt worden? (Der Herr Verfasser des gegenwärtigen Schreibens erinnere sich, daß er uns selbst dieses gemeldet, man sehe Seite 98) Und nun sollen erst die Gemeinen, Consistorien n. s. w. von der Billigkeit und Nothwendigkeit dieser Ordnungen überzeugt werden — Wie hängt das zusammen? Oder sind vielleicht die damaligen Glieder der Consistorien durch andere ersetzt, die die beyden Ordnungen noch nicht kennen? Nun so ist doch bey jeder Gemeinde ein Exemplar vorhanden, und so können sie sich selbst aus dem Inhalt am besten von der Billigkeit und Nothwendigkeit desselben überzeugen. Uebrigens hat der Verfasser der quästionirten Nachricht nicht bloß auf Schulmeister, sondern überhaupt auf jeden Rücksicht genommen, der entweder die Reglements nicht kannte, oder mit Vorurtheilen dagegen eingenommen war, und was konnte er zu deren Ueberzeugung und Gewinnung besser thun, als was er wirklich gethan hat, nemlich die Geschichte der Veranlassung, Entstehung, Ausbreitung und bisher vergeblich versuchten allgemeinen Einführung des Reglements getreu und zusammenhängend erzählen, und übrigens jedermann auf

Was soll aber z. B. der Ausfall auf die Feinen, die Kopfhänger, die sich selbst die Frommen nennen sollen? Ich will es gern glauben, daß sich der Herr Verfasser dieser Ausdrücke nicht als Spottnamen f) von wirklich frommen und rechtschaffenen Persohnen bedient, sondern sein Augenmerk bloß auf fanatische Schwärmer g) gerichtet habe. Inzwischen frage ich, dieser Voraussetzung ungeachtet: Was soll hier der Ausfall bedeuten? Sollte

N. 4.

man

den Inhalt derselben selbst hinweisen. — Wo durch aber Consistorien, Gemeinen u. s. w. sollten erbittert werden können, davon finden wir auch in der ganzen Erzählung nicht die mindeste Spur.

f) Gewiß nicht, und überhaupt wird ja von den Persohnen, die nun einmal unter diesem Namen allgemein verstanden werden, mit so viel Schonung und vorsichtiger Unterscheidung geredet, daß wir nicht begreifen, warum die Stelle, die davon handelt, grade ein Ausfall heißen soll.

g) Nein, nicht auf diese allein, sondern in so fern von der großen Anzahl und dem Einfluß dieser Leute die Rede ist, hat der Verfasser ganz gewiß sein Augenmerk auf die ganze Classe der sogenannten Feinen gerichtet, worunter, wenn im allgemeinen davon die Rede ist, nach dem Bergischen Sprachgebrauch nicht allein fanatische Schwärmer, sondern auch eben sowohl redliche und fromme Christen verstanden werden, in so fern diese sich nur durch gewisse Andächteleyen, oder durch besondere Grundsätze in Religionsfa-

man nicht aus dem Vortrag des Herrn Verfassers schließen: Alle unsre Gemeinen wären mit Schwärmern überschwemmt. i) und das Ueberhandnehmen dieser Leute wäre die Hauptveranlassung k) zur Schulmei-

chen, oder auch nur durch eine strengere Enthalt-  
samkeit von unschuldigen Gebräuchen oder durch  
andere ähnliche Dinge unterscheiden. Merkt nicht  
Der Verfasser selbst an, daß er wenigstens vielen  
dieser Leute eine redliche Liebe für Tugend und  
Religion nicht gern absprechen möchte.

i) Wie kann dies wohl, zumahl nach voriger An-  
merkung aus den Worten des Verfassers gefol-  
gert werden? Er redet ja hier nicht von Schwär-  
mern insbesonder, sondern von den einmal so  
genannten Feinen überhaupt. Auch sind seine  
eigene Worte: die Anzahl dieser Leute in vielen  
(nicht allen) Gemeinen sey so groß u. s. w.  
An Uberschwemmung ist hier nicht gedacht.

k) Auch das kann, ohne der Rede des Verfassers  
den größten Zwang anzuthun, nicht daraus ge-  
folgert werden. Der Verfasser, als ein prag-  
matischer Erzähler, thut dieser Leute überhaupt  
nur Erwähnung, theils weil Er in den Grund-  
sätzen der meisten (nicht aller) dieser Leute  
als welche auf Verwerfung kirchlicher Ord-  
nung hinleiten, die Veranlassung zu den  
bey der Landesregierung vorgebrachten Klagen  
über einige Schulmeister findet, theils, weil er  
in eben diesen Grundsätzen eine mit von den Haupt-  
quellen der jetzigen Widersetzlichkeit vieler Schul-  
meister gegen die Reglements zu finden glaubt.

ster • Ordnung gewesen. Und doch ist auf der Synode kein einziges Wort davon vorgefallen, so steht auch in den Acten (wenigstens da, wo von der Schulmeister • Ordnung die Rede ist) nicht das geringste davon. 1)

Der Herr Verfasser sagt, der bloße Name eines Frommen, das ist (nach seiner Erklärung) die Kopfhängerey sey schon oft den Schulmeistern eine würtliche Empfehlung gewesen. Lieber! bey wem? — bey andern Schulmeistern, von gleichem Charakter? — Nein! Denn die Schulmeister wählen sich doch nicht selbst untereinander; sie vergeben doch die vacante Stellen nicht m) Also bey den Consistorien, den Magistratspersohnen, den Scholarchen, und wer sonst in den Gemeinen und Hondtschaften das Wahlrecht hat. Ist nun nicht das eine wahre Beleidigung solcher Collegien, sie öffentlich ohne nähern Beweis des Fanatismus, der

Kopfhän.

l) Hiemit stimmt ebenfalls unser Erzähler überein. Auch er erzählt ja ausführlich, daß die Hauptveranlassung zur Schulmeister • Ordnung, von Seiten der Synode nichts anders gewesen, als theils der Befehl der Landesregierung, theils die eigene Ueberzeugung der Synode von der Nutzbarkeit eines solchen Reglements.

m) das freylich nicht, sie können doch, und wer wird das tadeln? diesen oder jenen ihrer Amtsbrüder empfehlen.

geren u. dgl. zu beschuldigen? Wenigstens sie als Patronen und Beförderer fanatischer Leute anzugeben? n) Oder wenn ja, der Kopfhängerischen Schulmeister und ihrer Patronen wirklich so viele sind, wird

n) Wir überlassen es dem Urtheil eines jedem unpartheyischen Lesers, ob sich ohne die unbilligste Consequenzmachersen aus jenem Satz des Erzählers wohl eine solche beleidigende Beschuldigung der Consistorien, Magisträten u. s. w. herleiten läßt? Ist denn nun ein jeder, der sich nun einmal bey jenen Feinen (die doch unser Erzähler selbst gewiß nicht alle für Schwärmer und Fanatiker erklärt) in Ansehn und Ruf gesetzt hat, nun darum selbst ein Kopfhänger, ein Schwärmer? Können nicht rechtschaffene Männer, Männer von Talenten und wirklichen Verdiensten, auch bey der Classe der sogenannten Feinen für fromme Leute gelten? Wenn nun ein solcher Mann eben dadurch so viel eher zu einer Beförderung gelangt ist, weil er ausser seinen eigenen Talenten auch noch einen Ruf eines Frommen vor sich hatte, sind dann nun seine Beförderer, oder die, die ihn empfohlen haben, darum Schwärmer und Fanatiker? Und noch mehr, kann deswegen nun selbst das Consistorium, oder der Magistrat u. s. w. welches auf eine solche Empfehlung Rücksicht genommen hat, des Fanatismus beschuldigt werden? Kurz wir haben in dieser Stelle des Erzählers weiter nichts gefunden, als ein Exempel das er anführt, wie groß überhaupt die Zahl sowohl, als auch in manchen Gemeinden der Einfluß derjenigen Leute ist, die nun einmal unter dem Namen der Feinen bekannt sind.

wird denn die Schulmeister • Ordnung dem Uebel abhelfen o ) Werden alle fanatisch gesinnte Schulmeister , Magistrate , Consistoria und Scholarchen dadurch , oder durch diese Geschichtserzählung auf einmal von dieser Seuche geheilt werden ? p ) Ich glaube noch immer, daß das alte Sprüchwort wahr sey : Wer Vögel fangen will, muß nicht mit Prügeln unter sie werfen. Immer bin ich der, durch die Erfahrung bestätigten Meinung , daß ein Prediger , der ( es sey im öffentlichen Vortrage oder im gesellschaftlichen Umgange ) immer mit Pfeiffen, Kopfhängern und dergleichen Schimpfnamen um sich wirft, nicht allein diese Leute nicht bessern; sondern vielmehr erbittern, von sich entfernen, und die Anzahl der Separatisten vermehren wird. Am wenigsten werden sich ganze Consistoria, Magistrate und sonstige zu Schulmeisterwahlen berechnigte Collegia durch Nachtsprüche belehren lassen. q ) Der Herr  
Pro.

o) Immer wird dieses Reglement doch der Schwärmerey in so fern Einhalt thun , als nach dem Inhalt desselben schlechterdings alle schwärmerische Bücher aus den Schulen verbannt werden.

p) Ist auch dem Erzähler gewiß nicht in Sinn gekommen.

q) Von ganzem Herzen unterschreiben wir diese ganze Stelle. Aber was hat dieselbe für eine Beziehung auf den Aufsatz, von dem hier die Rede ist. Weder in diesem noch einem sonstigen Blatt der Unterhaltungen wird jemand auch nur eine einzige Stelle aufweisen können , womit den er

Professor Jung dessen Vortreffliches Buch, Theobald oder die Schwärmer Sie in einer Anmerkung anführen, kennt das menschliche Herz besser, und schlug zur Belehrung solcher Leute einen ganz andern Weg ein.

Ich würde dieser Sache halber keine Feder angelegt haben, wenn ich nicht voraussähe, welche neue Gährungen dies — nicht unter den Schulmeistern — sondern in manchen Consistorien und Gemeinen veranlassen wird. r)

Was dieser Herr Verfasser geschrieben hat, wird man auf die Rechnung aller Prediger setzen, die die Schulmeisterordnung einzuführen wünschten. Man wird von Intolleranz reden, von unlautern Absichten.

wähnten Schimpfnamen um sich geworfen würde. Eben so wenig eine Stelle, die als ein Machtspruch auf oben erwähnte Collegia ausgelegt werden könnte. Hier möchten wir also vielmehr fragen: Was soll dieser Ausfall bedeuten?

r) Gewiß unnöthige Besorgnis, die so aufrichtige und mit allen nöthigen Urkunden belegte und eben dadurch als wahr bestätigte Erzählung von den Schulverbesserungsanstalten, die wird gewiß keine neue Gährungen veranlassen, sondern bey unparteyischen zur Minderung der schon vorhandenen Gährung allerdings beitragen. Aber, (unser Herr Correspondent verzeihe uns unsre Offenherzigkeit) dergleichen Besorgnisse, als hier geäußert werden, da man aus den unschuldigsten

sichten. Die in Synodalversammlungen überhaupt und in solchen Fällen insbesondere so nöthige Einigkeit, wird, wie ich fürchte, verschwinden. Consistoria und Gemeinen, die durch vernünftiges, liebeiches überzeugendes Zureden leicht zu gewinnen gewesen wären, sich aber nun durch dergleichen Aeufferungen beleidigt glauben, werden ihre schwürige Schulmeister unterstützen; Kurz, es dürfte stürmisch werden. 1) Doch wünschte ich, daß ich darin ein falscher

Ausdrücken jener Erzählung solche Folgerungen erzwingt, wodurch wenigstens die gute Absicht der Erzählung verdächtig gemacht wird, können, wenn auch nicht neue Gährungen veranlassen, doch die gute Wirkung, die jene Erzählung sonst haben möchte, verhindern und schwächen, und bloß aus der Absicht, damit dieses nicht geschehen möge, haben wir es nöthig gefunden zu einer desto gründlichern Rechtfertigung jenes Aufsatzes hier so ausführlich auf alle dagegen vorgebrachte Einwendungen und Besorgnisse zu antworten.

1) Alles mögliche, und auch nach dem ordentlichen Lauf der Welt sehr gewöhnliche Dinge, die aber im Fall sie wirklich in Erfüllung gehen, gewiß nicht als Folgen jenes Aufsatzes in den Unterhaltungen angesehen, sondern lediglich auf Rechnung des Parthengeistes gesetzt werden müssen, der freylich, wo von den Ursachen seiner eigenen Ausschweifungen die Rede ist, das oft sehr in der Ferne sucht, was er in der Nähe haben könnte.

cher Prophet seyn möge. Wissen Sie H. H. ein Mittel t) dazu, ein kräftiges und wirksames, aber nicht gewaltsames Mittel, so würden Sie Sich um unsre Gemeinen und um unsre Schulen sehr verdient machen.

t) Welch eine delicate Aufforderung! die ja nichts mehr und nichts weniger in sich schließt, als die bisher noch immer unauslöflich gebliebene Aufgabe, nemlich ein Mittel ausfündig zu machen, viele Köpfe unter einen Hut zu bringen. Wir bescheiden uns gern, auf diesem Wege uns um die bergische Gemeinen und Schulen verdient zu machen, Verzicht thun zu müssen. Kann aber fernere offenherzige und unparthenische Darstellung des wahren Verlaufs der Begebenheiten auch nur einiger maassen zur Beruhigung auch nur einzelner Gemüther (denn in dieser Welt geht alles stufenweise, auch die Aufklärung) so sollen in unsren Blättern immer willig ein vorzüglicher Raum dazu gewidmet seyn.

## 12.

### Neue Erfindungen:

Herr Duchainy, von Cholet in Anjou, der wegen verschiedener, sehr vortheilhafter Maschinen, die Baumwolle zu spinnen, die er in seiner Spinnerei braucht, berühmt ist, hat seine Erfindungen mit einer neuen Maschine gekrönt, deren Nutzen alle vor-

Vorhergehenden übertrifft Eine einzige Person kann, mittelst dieser Maschine 120 Nächstlinge, oder kleinere Spulen (aiguillée) spinnen, zugleich 120 Stränge (echevaux) doppelt oder einfach, oder so vielfach man will, aufspuhlen, und in so künstliche Knäuel bilden, als die geschickteste Person nicht zu thun im Stande wäre. Die Maschine hat ein sehr schönes Ansehen, weil die ganze Sache durch Figuren geschieht, die die Gestalt von Mädchen haben, welche alle diese Geschäfte zu verrichten scheinen.

Auch hat Herr Barneville in Paris die Kunst, die Baumwolle zu spinnen, so weit getrieben, daß ein einzelnes Pfund 300000 (französische) Ellen Faden gegeben hat. Der Herr Pfarrer von St. Sulpice hat daher eine solche Spinneren nach Hrn. von Barneville's Methode eingerichtet, welche durch Actien von 300 Livres unterhalten wird.

Bei dieser Gelegenheit muß ich doch erwähnen, daß auch in unsren niederrheinischen Gegenden mancher Ort, namentlich Crefeld u. insbesonder Elberfeld verschiedeneder, gleichen nicht minder nützliche Erfindungen auf zuweisen hat, und das vielleicht die hier als neu gerühmte Erfindungen wenigstens ähnliche, an letztem Ort schon alsalt bekannt, und längst im Gebrauch seyn mögen. Eine nähere Anzeige derselben verdiente allerdings eine mehrere Bekanntmachung. Sollte ein der Sache kundiger Mann

die

die Gefälligkeit haben wollen, uns hierüber einige zuverlässige und bestimmte Nachrichten, woben so wohl der Name des Erfinders als auch die ohngefähre Zeit der ersten Entdeckung mit angeführt wäre, mitzutheilen, so würden wir mit Vergnügen davon in diesen Blättern Gebrauch machen.

---

### I 3.

Wo Strafe Noth thut, muß man nicht  
Rizeln.

Aus dem Haag wird unterm 9ten d. gemeldet: daß man einen angesehenen Amsterdamschen Kaufmann zu einer Geldstrafe von 100,000 Gulden verurtheilt habe, weil auf sein Anstiften im September vorigen Jahrs eine von den Schleusen geöffnet, und die Gegend von Amsterdam dadurch unter Wasser gesetzt worden.

In Amsterdam ist doch das Wasser nicht  
gut Kauf;  
Ein Kaufmann zog daselbst nur eine Schleuse auf,  
Weil er die Preußen nicht als Ketten, dort wollte  
dulden;  
Und deshalb straft man ihn um hundert tausend  
Gulden.

Ein reicher Patriot mag mit der Strafe spaßen;  
Bey mir heißt dies fürwahr: sein Wasser theuer lassen.

S — d.

	Seite.
6. Modefucht. Ein paar neuere Anet- boten. . . . .	175.
7. Die letzten Jesuiten in Deutschland.	177.
8. Zollkoffers Denkmal. . . . .	181.
9. Fortsetzung des Reisejournals eines Preußen. 2c. . . . .	183.
10. Sonderbares Beyspiel von einem Schlafredner. . . . .	[ 192.
11. An die Herausgeber der Niederrh. Unterhaltungen. . . . .	193.
12. Neue Erfindungen. . . . .	206.
13. Wo Strafe Noth thut, muß man nicht Rügeln. . . . .	208.







Niederrheinische  
Unterhaltungen.

V. Heft.

Monat May.

1788.

Wesel

bey Franz Jakob Röder, Buchb.



Von dieser periodischen Schrift wird wöchentlich ein Blatt, einen Bogen stark, ausgegeben. Leser in entferntern Gegenden erhalten solche

monatlich geheftet, mit einem Umschlag, wie der gegenwärtige versehen. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, welcher erst beim Empfang des letzten Stücks im Decemb. bezahlt wird, ist 1 Rthlr. 18 Gr. Conventions-Münze, oder 2 Rthlr. 6 Stüber hiesigen Geldes. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an den obgenannten Verleger in Wesel selbst wenden, welcher, so viel möglich, für die postfreye Versendung der Exemplare sorgen wird.

## I n h a l t.

	Seite.
1. Neuere Verkehrungs-Geschichte.	273
2. Merkwürdige Erlangung des Gehörs, eines Taub und Stummgebohrnen.	280
3. Anekdote.	281
4. Fortsetzung des Reisejournal's eines Preussen auf dem Marsch nach Holland.	283
5. Edle Handlung.	289
6. Geschichte des jüngst verstorbenen Prätendenten von Engelland, Carl Edouard.	294
7. Neueste Luftnachrichten.	301
8. Ruhmliche Anstalt.	303
9. Anekdoten.	304
10. Fortsetzung der Geschichte des jüngst verstorbenen Prätendenten von Engelland, Carl Edouard.	305
11. Fortsetzung der Geschichte des jüngst verstorbenen Prätendenten etc.	321
12. Miscellanien.	332
	33.

# Niederrheinische Unterhaltungen.

1788. III. Jahrgang.

Fünftes Heft. May.

LANDES-  
UND STADT  
BIBLIOTHEK  
DUSSÉLDOF

Wesel, bey Franz Jakob Röder.

## I.

### Neuere Verfehrungs-Geschichte.

**W**öndche und Philosophen sind gewöhnlich in ihrer Denkungsart so verschieden, als die Gesichter der Menschen. Doch hats wohl Philosophen gegeben, die in einem Kloster nicht am unrechten Ort würden gewesen seyn. So hats aber auch wohl Wöndche gegeben die in der Philosophie so gute Fortschritte machten, daß man sie ordentlich deswegen verfehrte. Ein neueres Beyspiel davon ist Jacob Danzer, ein Benediktiner und Professor zu Salzburg, gegen den vor kurzem eine Klage erhoben worden, daß er mit dem bekannten Pelagius, der im fünften Jahrhundert in Großbritannien lebte, in einigen Lehrsätzen gleich dächte. Dieser

N. U. III. Jahrg. Bl. 18      S      Pela.

Pelagius wurde für einen Erzketzler erklärt, weil er

- 1) die Lehre von der Erbsünde unbegreiflich fand,
- 2) ein besserer Philosoph war, als die Theologen seiner Zeit, und den Adam auch in dem Fall für sterblich erklärte, wenn derselbe auch nicht in den Apfel gebissen hätte.
- 3) Weil er glaubte, daß der Mensch auch ohne außerordentliche Gnadenwirkungen gut, gerecht und Gottgefällig handeln könnte, und
- 4) daß der Mensch keine Maschine sey, sondern einen eigenen freyen Willen habe.

Vorerwähnter Pater, Jacob Danzer lehrte zwar nicht gradezu, was Pelagius gelehrt hatte, allein seine Zeitgenossen glaubten dieses doch aus seinen Sätzen folgern zu können; und stellten deshalb eine förmliche Klage gegen ihn an. Die Entscheidung, die der weise Fürstbischof von Salzburg in dieser Sache fällte, ist viel zu merkwürdig, als daß dieselbe nicht allgemein, und besonders den Lesern am Niederrhein bekannt zu seyn verdiente. Sie lautet wörtlich also:

Hieronymus v. G. G. Erzbischof u. d. h. R. R. Fürst zu Salzburg, Legat des apostolischen Stuhls zu Rom und des Deutschlands Primas ꝛc. ꝛc. — Unserm geheimen Rath und Rector unserer hohen Schule zu Salzburg sind jene Irrungen nicht mehr unbekannt, welche, bevor er noch das Rectorat angetreten, durch eine Klage einiger Lehrer der Gottesgelahrtheit gegen ihren Mitlehrer, P. Jacob Danzer, veranlaßt worden. Der Gegenstand betraf we-

niger

niger nicht, als angeschuldete Ketzeren, und Versündigung und Verbreitung einer solchen Lehre, welche verdamnte pelagianische Irrsätze, und andere in der katholischen Kirche unduldbare Artikel enthalten solle. Unsere sanfte Hirtenstimme, welcher wir die Richtung des duldsamen evangelischen Geistes zu geben uns bestreben, und unsre oberhirtlichen Ermahnungen, den Christen und den Ordensbrüdern auch über allenfällige Irrlehren viel ebender zu erbauen, als gefährlich zu verkegern, hat sich vergeblich hören lassen; die Kläger beharrten in einer wiederholten — beydemale durch die Hände ihres Herren Universitätsassistenten an uns gebrachten schriftlichen Einlage auf ihren harten Sinn, und machten also, wie billig, unser Erz- und Bischöfliches Amt in seinem ganzen Umfange aufmerksam und rege. Die Schwere des Gegenstandes, und die Pflichten eines Hirten, die reine Erblehre der christkatholischen Kirchen aufrecht zu erhalten, machten uns in dieser Voraussetzung diese beharrliche Anklage zu unserm vorzüglichsten und wichtigsten Geschäft: Wir prüften das Ganze mit unsrer eigenen von Gott uns verliehenen Geisteskraft, und wir ließen es auch von unsern Gottesgelehrten prüfen; der Beklagte mußte seine Verantwortung dazu legen, und nach dieser Vorbereitung, welcher wir nach Gutachten von andern Gelehrten beyseßen, erachteten wir uns hinlänglich erbauet zu seyn, in der Sache ein gegründetes Urtheil zu fällen. Was wir dem P. Jacob zur Last legen können, ist Zweydeutigkeit

und Unbestimmtheit in Ausdrücken, welche zu Mißdeutungen Anlaß geben mögen, welche wir also gebessert zu seyn wünschen, und daß sie nach dem eigentlichen Sinne der katholischen Kirche gebessert und erläutert werden, wird hierdurch maassgebend in Kraft unsrer oberhirtlichen Würde und Gewalts befehlen. Wir werden zwey unsrer Consistorialräthe ernennen, welche dem Lehrer Danzer diese Sätze auszeichnen, und über eine Erläuterung und Erklärung sich mit ihm vereinigen werden, welche zu Hebung alles Mißverständes in die Vorrede seines nachfolgenden zweyten Theils seiner Moralthologie eingeschaltet werden kann. Da er übrigens in diesem seinen Werke bloß von der Moral handelt, und seinen Nebenmenschen die reine Sittenlehre empfindlich an das Herz legt; so hat er das Gebiet der Dogmatik sorgsam zu vermeiden, und dieses jenen Gottesgelehrten zur Lehre zu überlassen, welche dazu eigen aufgestellt sind, und deren Lehramt dazu geeignet ist, damit aber auch hierunter, so wie überhaupt, alle künftige Wiederanfälle menschenmöglichst vermieden werden; so hat Danzer eben dieses folgende Werk oder den zweyten Theil, in diesem ganz besondern Falle, an einige von uns ebenfalls besonders zu ernennende Gottesgelehrte Männer einzureichen, um, bevor der Abdruck geschieht, die gehörige Censur zu erhalten. Gleichwie wir nun, dieses vorausgesetzt, uns der Folgsamkeit und des Gehorsams des gemeldten P. Danzers eines Theils um so mehr gänzlich versehen, als derselbe seine Unter

ter

terwürdigkeit an die katholischchristliche Lehre so gerne als schuldig erkennt, und sich derselben nicht entziehen darf, so können wir aber auch anderntheils unser billiges Befremden den Anklägern nicht verhalten, daß dieselbe ihren Mitbruder in der katholischen Kirche, ihren Mitgenossen in den Orden des heil. Benedicts, ihren Mitgesellen in der Vereinigung oder Congregation mehrerer Klöster Benedictinerordens und ihren Mitlehrer auf der hiesigen hohen Schule so lieblos, so unbrüderlich behandeln, und Wiß und Verstand anstrengen wollen, um nur irgend eine von der Kirche verdammete, verworfene oder verkannte Irrlehre heraus argumentiren zu können. Es bleibt uns unbegreiflich, wie Männer, welche Gottesgelehrtheit lehren, welche die sanfte Christusreligion vortragen, welche den mildvollen Geist des Evangeliums täglich predigen, so tief herabsinken, und so ganz ohne Bruderliebe handeln können, daß sie nicht nur allein nach dem Ausspruch Christi ihren Bruder nicht gemahnet und nicht erbauet, sondern vielmehr gleich mit äußerster Strenge angeklagt haben. Noch unbegreiflicher bleibt uns, wie Männer, welche Redlichkeit und gerades Betragen — zumalen in einer so wichtigen Sache — unabweichlich leiten sollte, den verbotenen Weg betreten können, des Angeklagten Sätze nicht mit eigenen, sondern mit untestellten Sinn ändernden Worten, und mit Hinduanlassung der wörtlichen Ausdrücke des Verf. zu verunstalten, und auf aufgestellte, hier und da aus

Dem Zusammenhange gerissene Sätze, die Anklage einer Irrlehre zu bauen. Unmöglich können wir in einem so gefährlichen Betragen den wahren Geist der Religion, und die Anhänglichkeit an die göttliche Lehre des Evangeliums antreffen, vielmehr finden wir in diesem Benehmen sichtbare Spuren der Leidenschaft und beleidigte Selbstliebe, welche jedem gleich augenfällig werden, der die Ausfälle der doppelten Anklagen liest, welche gerade an die Person des Danzers in so manchen auffallenden Stellen gerichtet sind. Alles dieses geziemet sich Männern, zumalen Männern, welche auf einer hohen Schule Lehrkanzeln vorstehen, ganz nicht, und eben so wenig geziemet es sich, daß man eigenen Leidenschaften den Mantel der Religion umhängt, um durch diesen ehrwürdig zu erscheinen. Wir wollten gerne gegen Lehrer Nachsicht pflegen, welche uns unsere hohe Schule Verdienste erworben haben; aber in der gegenwärtigen Sache sind wir unsern theuren Pflichten mehr, als unserm guten Willen schuldig, welchen man nicht auf die allerredlichste Art zu beschleichen sich angeschickt hat. Wir befehlen demnach unserm geheimen Rath und Rektor unserer hohen Schule hierdurch maafgebend, alles dieses, was vorstehet, dem Beklagten und den Klägern zu eröffnen; und den ersten zur ernstlichen Folgeleistung und künftigen überlegteren Vorsichtigkeit anzuweisen, den letztern aber das Vergangene ernstlich zu verweisen, und denselben Ruhe, Gelassenheit und brüderliches Betragen einzuschärfen. Unsere hohe

be

Die Schule hat bisher in dem Inn- und Ausland Ehre eingärndtet, und unsern landesherrlichen Gesinnungen und Erwartungen mit Ruhm entsprochen; wir haben also derselben unsern Schutz und unsere Gnade gern gegönnt, und wollen ihr solche zu ihrer Erhaltung noch ferner mit Vergnügen gönnen, wenn ihr Betragen so eingerichtet seyn wird, wie wir solches, nach der unserm Rector und unserer Universität schon bekannten Weise, eingerichtet zu sehen wünschen. Wenn übrigens unser P. Rector über das Vergangene, Stillschweigen und brüderliche Vergessenheit beyden Theilen anzutragen ohne hin bedacht seyn wird; so versehen wir uns von demselben weiters, er werde in seinem neu angetretenen Rectoramte den ersten und ernstlichen Bedacht nehmen, ungestörte Ruhe, nöthige Ordnung und unentbehrliche Subordination zu erhalten, und uns andurch die angenehme Gelegenheit nicht gegen unsern bessern Willen entziehen, unserm P. Rector und unsrer hohen Schule Beweise geben zu können, wie willig wir das vergessen, und wie gerne wir demselben samt und sonderst zu Erweisung alles Guten mit Gnaden zugethan verbleiben.

Salzburg, den 10ten Hornung 1788.

Sieronymus.

## 2.

## Merkwürdige Erlangung

Des Gehörs, eines Taub- und  
Stummgebohrnen.

In der Stadt Bern hat es sich zugetragen, wie mir ein Gelehrter an dem Orte erzählt hat, daß ein taubgebohrner und stummer Mensch, der sich in alle Spiele seiner Cameraden und andere Geschäfte des Lebens hatte finden lernen, das Gehör durch den heftigen Schall einer großen Glocke, neben der er stand, als sie geläutet werden sollte, bekommen hat. Bey dem ersten Schlag und Schalle war er für todt niedergefallen, und man hatte ihn, ohne zu wissen, was ihm begegnet wäre, nach Hause getragen. Man merkte hernach, daß er hörte; aber er war auf einmal zu allem, was er sonst gethan hatte, ungeschickt geworden. Nach und nach lernte er, wie die Kinder, reden, und kam zu ordentlichem Gebrauch des Verstandes. Aber er konnte sich auf niemand besinnen, den er sonst gekannt hatte; er kannte keine der Straßen, die er sonst oft gegangen war; er wußte nichts von allem, was er vor der Zeit gethan und gesehen hatte; er hatte damals gar keine ordentliche und vernünftige Gedanken gehabt; er war ohne Verstand und Vernunft gewesen.

Diese Nachricht findet sich wörtlich in dem 6ten  
B.

B. des Journals für Prediger. Das Faktum kann und wird wohl wahr seyn. Wenn aber dem Stummen in seinem gehörlosen Zustand das Vermögen ordentlich und vernünftig zu denken abgesprochen wird; so ist das der Erfahrung zuwider. Wie viele Stumme, die doch durch ihre Zeichensprache und andere Aeussierungen einen unbezweifelten Beweis geben, daß sie vernünftig denken können. Ich habe einen Stummen gekannt, der seine Zeichensprache so sehr bereichert hatte, daß er mit seinen Hausgenossen und Nachbarn, die seiner Zeichen kundig waren, über alles vorkommende sich unterreden konnte. Er erzählte Neuigkeiten, die er sich hatte bedeuten lassen, und wußte sich mit seinen Kunden lange damit zu unterhalten. Jenem Berner Stummen mag der Glockenschlag auf einmal in sein, allem Gehörsinn ganz ungewohnten Ohr, einen so heftigen und betäubenden Schrecken eingestürzt haben, daß bey ihm — wie wohl mehr bey solchen, die ein heftiges Fieber überstanden haben, geschehen ist — alles Besinnen auf seinen vorigen Zustand erloschen ist.

S—l.

## 3.

## Anekdote.

Ein sonst geschickter Kandidat, welcher schon seit vielen Jahren sich mit dem sehr mühseligen Private

vate

vatunterricht erhalten hatte, meldete sich bey allen erledigten Predigerstellen, aber vergeblich. Ihm ward stets ein Better oder anderer Verwandter von angesehenen Männern der Stadt vorgezogen. Dessen ward er überdrüssig, und entschloß sich, seine Noth dem Könige zu klagen. Er reiste nach Potsdam, und stellte sich auf dem Paradeplatz, wo der Monarch die Wachtparade in Augenschein nahm, und von vielen Generalen und Flügeladjutanten begleitet war. Hier wollte nun der Kandidat des Königs Aufmerksamkeit auf sich ziehen; er sah daher fast jeden Officier mit forschendem Blick an. Dem Monarchen entgieng selten etwas, und so auch dieser Mann nicht. Er schickte einen Flügeladjutanten zu ihm, und ließ ihn fragen: wen er suche? Er gab diesem Abgeschickten zur Antwort: „Er suche einen Better.“ Da der König dies hörte, schickte er abermals zurück, und ließ fragen: Wie er heißen solle? er gab wieder zur Antwort: Er wüßte es nicht. Auf diese erhaltene Berichte trieb die Neugierde den König an, ihn selbst zu sprechen, und er mußte also gleich zum König kommen. Dieser erzählte dem Könige, wie es ihm jederzeit ergangen sey, und er glaube also schwerlich, ohne einen ansehnlichen Better eine Pfarre zu erhalten, deshalb bemühe er sich einen solchen Better zu finden. Hier über lachte der König, und befahl, daß er um 3 Uhr aufs Schloß kommen sollte. Der König hatte unterdessen einen gelehrten Prediger um eben die Zeit zu sich bestellen lassen, und da sie beyde in

sein

sein Zimmer traten, sagte er zu dem gelehrten Geistlichen: Examinire er mir doch hier einmal meinen Vetter; ich will hören, ob er kann Prediger werden? Dies geschah sogleich, und da dies vorbey war, fragte der König: „Nun mein lieber \*\*\* wie findet er diesen Kandidaten?“

„Sehr gut, Ihre Majestät!“

Der König: „Nun so will ich, daß man diesen meinen Vetter, der die Fähigkeit hat, ein Predigtamt zu bekleiden, die erste convenable Vacance ertheile.“

Dieser Befehl ward sogleich dem Consistorium bekannt gemacht, und er erhielt kurz darauf eine sehr einträgliche Pfarre.

---

#### 4.

### Fortsetzung des Reisejournals eines Preußen auf dem Marsch nach Holland.

Den 8ten ritt ich in Gesellschaft des Staatspredigers nach Nieuport, wo seit einiger Zeit zwei Compagnien von unsrem Regiment liegen. Wir lernten hier den Rentmeister Galdenberg einen sehr  
ge

gefälligen Mann kennen. In seiner Gesellschaft besahen wir die Muffenwerke der Stadt und nachher besuchten wir ihn auf seinem Wohnsitz, einem alten prinzlichen Schloß in der Nähe der Stadt, namens Liesfeld. Es ist von dem Grafen von Hohenlohe erbaut, jetzt ist aber von dem ehemahligen Gebäude nichts mehr übrig als der Thorweg und einige Seitengebäude, die nicht zum eigentlichen Schlosse gehörten, das ohnstreitig da gestanden hat, wo jetzt ein sehr hübscher Garten angelegt ist. Das Schloß ist, wie alle alte Schlösser fest gewesen. — Der Rentmeister zeigte uns auch in einem Gange des Gartens eine wahre Antiquie, eine kleine eiserne Kanone ohne Pulverkammer mit einem etwa fußlangen Stück der eisernen Pavette, die ohnstreitig zur Sicherheit der ehemahligen Bestung gebraucht worden ist. Das Schloß ist nebst der Bestung Löwenstein, das unweit Gorcum liegt, und durch den Aufenthalt des berühmten Hugo Grotius während seiner Gefangenschaft merkwürdig geworden ist, das älteste in Holland. Der Rentmeister war äusserst freundschaftlich und gefällig. — Der Mann sprach langsam, aber gut Deutsch, das er meist nur aus deutscher Lektüre gelernt hatte. Seine Bibliothek enthielt auch einen Theil recht guter deutscher Werke: Zollikoffer, Spalding, Niemeyer u. s. w. Im Vorzimmer hingen die beyden Tabellen von Priestley ins Holländische übersetzt, die ich noch nicht gesehen hatte. Er besaß auch die beyden Heinen dazu gehörigen Werke, und war ganz entzückt

entzückt über die Tafeln. In seiner Stube fanden wir allerhand musikalische Instrumente, auch ein recht gutes Pianoforte. Er selbst spielte vorzüglich die Flöte, wie er uns sagte, aber kein Bitten konnte ihn bewegen, sich hören zu lassen —

Den 9ten früh wards bey uns beschlossen, da die Bitterung unsern Plan zu begünstigen schien, nach Rotterdam zu reiten. Gerne wollten uns L\*\*\* und der Regimentsfeldscheer begleiten, es wurde ihnen aber die Erlaubnis abgeschlagen. Der Staabsprediger und ich machten uns also allein, in Begleitung eines Bedienten auf den Weg. Man rechnet von hier bis dorthin sechs Stunden, und die sind, wie überhaupt die holländischen Uren (denn nach Meilen zählt man hier gar nicht) recht gut. Wir säumten im mindesten nicht auf dem Wege, und ob wir gleich um zwölf Uhr ausgeritten waren, so waren wir doch noch erst nach Zwene in Gouda — Unser erster Gang war hier nach der berühmten Johanniskirche, um die schönen Ueberbleibsel einer leyder, jetzt verlohren gegangenen Kunst, der Glas-mahleren zu betrachten; Schwerlich wird es in der Welt noch eine so schöne Sammlung davon geben. Die Glasbilder sind die Fenster der Kirche, die gegen Wetter, gegen Bosheit und Muthwillen auswendig mit einem Netz von Eisendrath überzogen sind. Es schien mir aber, als verliehre dadurch die Schönheit der Gemälde, weil das Licht verhindert wird, überall gleich stark aufzufallen — Wir ärgerten

Ärgerten uns beim Eingehen sehr über die Plumpheit des Küsters, der unserm Begleiter es weigerte, mit herein zu gehen, das mir um so unangenehmer war, weil wir ihm besonders deswegen aus dem Wirthshause mitgenommen hatten, um uns vielleicht Erklärungen von dem zu geben, was wir in der Kirche vorfinden möchten. Aber alle unsre Deklamation gegen ihn half nichts, er schloß die Thür hinter uns zu, und wir waren ganz allein in der mächtig großen, übrigens aber sehr schönen Kirche. In der That, ich weiß nicht leicht, etwas schöneres gesehen zu haben, denn auffer einer sehr guten Zeichnung in den meisten Bildern, hatten sie (was das Vorzüglichste bey der Glasmahleren ist, und von dem durchscheinenden Licht herrührt) ein ganz vorzügliches Colorit. Ein Diamantschmuck auf einem Bischöflichen Kleide in einem der schönsten Gemählde fiel so strahlend ins Auge, daß es nichts der Natur mehr ähnliches geben kann — Für ein Glas, mich dünkt das fünfzehnte, das die Taufe Christi vorstellt, sollen die Herren von Amsterdant allein 60,000 Gulden geboten haben. Unten liegt eine Bischofsmütze mit einem herrlichen Perlenschmuck — Wir würden bey der Menge von Sehenswürdigkeiten vielleicht das Beste übersehen haben, wäre uns nicht, da wir schon eine Weile in der Kirche herumgeirret waren, ein Mensch zu Hülfe gekommen, der eigen dazu bestimmt zu seyn scheint, und den uns denn doch wohl der unhöfliche Küster nachgeschickt haben, die Fremden herumzuführen.

Er überreichte uns ein kleines Büchelchen, in dem die Glasmahlereyen Stück vor Stück beschrieben sind; er hatte holländische, hochdeutsche und englische Exemplare, ich nahm eins der letzten für zwey Schillinge die meisten Gemählten sind Vorstellungen aus der biblischen Geschichte, größtentheils von den besten Meistern gearbeitet.

Nachher giengen wir noch einen Augenblick in die Pfeiffenfabrick, die die ansehnlichste im Lande seyn soll. Ich bin erstaunt, wie schnell ein solches Rauchinstrument aus dem rohen Klumpen Thon fertig gearbeitet wird. In einer Minute mögen sich leicht sechs bis acht Stück machen lassen. Der eine sitzt da, und bildet aus dem Thon ganz roh die Gestalt der Pfeiffe bloß mit den Händen, dann nimmt sie ein zweyter auf, fährt mit der größten Geschwindigkeit mit einem langen eisernen Drath durch den Stiel der Pfeiffe, und legt sie dann so mit dem Drath in eine messingernerne Form, die aus zwey Blättern besteht, in denen inwendig die ausgehölte Gestalt der Pfeiffe ist; so bald die Pfeiffe in das eine Blatt eingedruckt ist, wird das andre Blatt drüber gelegt, und dann mit einem eisernen Pflock, der die Gestalt und die Dicke der inwendigen Höhlung des Pfeifenkopfs hat, wird in diejen die Defnung gemacht. Mit drey Stöße in die Form ist der Kopf fertig, und in einem Augenblick wird

wird die Form in einer Presse zusammen geschraubt, und es fehlt nichts mehr an der Vollendung der ganzen nun noch ungebrennten Pfeiffe, als das mit einem kleinen Hacken, die kleine Rauigkeiten und Ecken, der noch über dem Kopf hervorragenden Thonerde weggenommen werden. Der besten Thon kömmt aus der Fabrick Sieburt, drey Stunden von Cöln — Man zeigte uns mit der größten Bereitwilligkeit alles, was wir sehen wollten. Ich versuchte es auch selbst eine Pfeiffe zu machen, aber es gelang mir nicht.

Mehr als anderthalb Stunden waren in Gouda hingegangen, als wir wider ins Wirthshaus zurückkehrten, wo ich noch im Flur eine der schönsten Gemählde hängen sah. Es war etwa zwey Fuß hoch und vier breit. Es stellte die Geburt Christi vor. Maria hielt das Kind in einem Tuch über ihren Schooß, und eine andre weibliche Figur lag im Vorgebende, die Hände gefalten vor dem Kinde und betrachtete es mit Bewunderung und Freude. Das Gesicht insbesondere war vorzüglich schön und voll Ausdruck.

(Die Fortsetzung künftig.)

---

## 5.

## Edele Handlung.

Wenn Thaten, die der Menschheit zur Ehre gereichen, einer allgemeinen ausgebreiteten Bekanntmachung werth sind, so verdient auch nachfolgende unter den neuesten Beyträgen zur Geschichte rühmlicher menschenliebender Handlungen eine vorzügliche Stelle.

Zu Noyon, einem Städtchen in Isle de France wurde am 3ten Merz dieses Jahrs Abends um 11 Uhr ein Abtritt geöffnet. Vier Männer, die daran arbeiteten, wurden augenblicklich durch die aus der Grube aufsteigende Dünste erstickt, fielen hinein, und blieben für todt darin liegen. Der Canonicus und Generalvicarius, Herr Abbee de la Breuille, der von ohngefähr da vorbeý kam, erinnert gleich, daß die Leute noch gerettet werden könnten, und man sie unverzüglich mit Essig besprengen solle. Es will sich aber niemand finden, der es wagen wil, hinunter zu steigen. Vergeblich stellt er den Umstehenden vor, daß mit Anwendung gehöriger Vorsichtigkeit nichts dabey zu fürchten sey. Ein zwanzigjähriges Mädchen, namens Catharina Vassent, die Tochter eines Sackträgers, der vor diesem einmal sich mitten in die Flammen gewagt hatte, um ein Kind zu retten, sagte: Wenn ich

N. U. III. Jahrg. Bl. 19      2      eine

eine Mannsperson wärz, ich würde augenblicklich hinabsteigen — O daß ich doch eine Mannsperson wäre! Indessen entschließt sich der Abbe de la Breuille, da sich niemand finden wil, selbst herunterzusteigen, und indem er in dieser Absicht einen Krug mit Essig zu sich nimmt, tritt die Catharine Bassent hinzu, nimmt ihm die Essigflasche ab, und nachdem sie sich auf seine Anweisung Hände und Gesicht mit dem Essig gewaschen, steigt sie herunter und gießt den Ueberrest aus der Flasche über die Verunglückten her. Nun kömmt sie wieder zurück, um eine zwente zu hohlen, mit welcher sie muthig und eifertig in derselben Absicht wider herunter steigt, während dem die Herren Cauchie, Lemaire und de la Breuille sich an den Eingang in eine Reihe stellen, um ihr in Nothfall hülfreiche Hand zu leisten. Nun wirft man ihr einen Strick zu, den sie an den Arm des einen der Verunglückten befestiget; unglücklicher Weise aber zerreißt der Strick in dem Augenblick, da man den Körper schon bis zur dritten Stufe herauf gezogen hatte. Das Mädchen aber hält ihn so lange fest, bis man ihr einen andern Strick gereicht, womit man ihn glücklich herausbringt. Hierauf steigt sie abermals herunter, um auch dem zwenten dieselbe Hülfe zu leisten, ohngeachtet der dicke, unerträglich sinkende Dunst der aus der Grube aufstieg, noch ungemein durch den Dampf des argezündeten Strohs, welches man herunter geworfen hatte, vermehrt worden war. Auch jetzt erreichte sie ihren Zweck, und nun eilte sie

ſie zum dritten, und um ſo viel weniger Zeit zu verlieren, verſäumt ſie es, ſich ſelbſt nochmals mit Eſſig zu waſchen, dieſer dritte ſtieß noch einige Seufzer aus, Catharine ermunterte ihn, ſucht ſeinen Arm, befeſtigt den Strick daran, und während man ihn herauf zieht, unterſtützt ſie ſeinen Kopf, von welchem das Blut aus einer großen Wunde häufig herabfloß. Kaum iſt ſie mit dieſem oben, ſo fällt ſie ſelbſt ohnmächtig hin. Während daß man ſich bemüht, ſie wider zu ſich zu bringen, iſt Herr de la Brenille auf die Rettung des vierten bedacht. Ein Handwerkermann entſchließt ſich herunter zu ſteigen, nachdem er ſich zuvor den Untertheil des Geſichts mit einem in den ſogenannten Eſſig des quatre Voileurs getunkten Schnupftuch verbunden hatte, aber da er den Mann nicht gleich findet, und es unten nicht länger aushalten kann, ſteigt er eilig wieder heraus und verſichert, daß er für alles Gold der Erde nicht noch einmal herabgehen würde. In deſſen ſchlägt Catharina Baſſent die Augen wieder auf, und um den Ort zu bezeichnen, wo der vierte läge, ruft ſie verſchiedenemahl aus: linker Hand! Da ſie endlich gänzlich wider zu ſich kam, und ſich niemand weiter wagen wil, rief ſie: das ſoll man doch nicht ſagen, daß wir drey gerettet, und den vierten hilflos ge-laſſen haben — Nein! Gott! wie glücklich würd ich mich ſchätzen, wenn ich alle vier retten könnte. Kaum hatte ſie das geſagt, ſo eilte ſie wider zur Grube zurück, und kaum, daß man ſie bereden konnte, ſich vorher das Geſicht mit einem

in Essig getunkten Tuch zu verbinden, steigt sie schnellig herunter; da sie vernimmt, daß dieser vierte ganz ohne Bewegung da liegt, und seine Glieder ganz steif sind, ruft sie aus: O weh! er ist todt. Doch ohne den Muth sinken zu lassen, befestigt sie auch diesem den Strick um den Arm, und so wird er nun auch hervorgezogen. Aber da er weiter hinein gefallen war als seine Cammeraden und länger als 2 Stunden begraben gewesen war, so war er ohngeachtet aller angewandten Mühe und Sorgfalt der Wundärzte nicht wider zu sich zu bringen. Die beyden ersten, welche gerettet worden, sind schon den andern Tag selbst zur Catharina Bassent hingegangen, ihr zu danken, und von da gleich nach Ebiry zurück gekehrt, wo sie alle zu Hause gehören. Der dritte, der an mehreren Orten verwundet ist, befindet sich in dem Hotel de Dieu, und giebt alle Hofnung zu seiner baldigen Herstellung. Catharina Bassent hat keine andere übele Folgen sich zugezogen, als einen starken Schnupfen, und ein Zittern, welches letztere durch ihre übermäßige Anstrengung, jener aber dadurch verursacht ist, daß sie sich gleich an dem nächstgelegenen Brunnen gewaschen hatte.

Eine so auszeichnende edle Handlung verdiente auch eine ausgezeichnete Belohnung. Die Verwalter einer Casse, die bestimmt ist, alljährlich ein armes Waisenmädchen, das sich durch ein gutes Verhalten auszeichnet, auszustatten, haben ihr ein Heyrathsgut von 400 Livres ~~versichert~~, ~~denen~~ das Capitel noch

200 Livres beygefügt hat. Der Bischof hat ihr auf der Stelle 100 Livres ausstahlen lassen, und ihr noch vierhundert zur Aussteuer festgesetzt. Der Stadtrath und die Gemeine haben ihr zu Ehren auf den Sonntag den 13ten April ein Fest angeordnet, bey welchem sie eine Medaille mit dem Stadtwappen und einer schicklichen Inschrift nebst hundert Livres erhalten soll. Ferner soll sie an ihrem Hochzeitstage noch 300 Livres bekommen, ihr Bräutigam soll alsdann das Meisterrecht umsonst haben, und lebenslang von Einquartirung frey seyn. Verschiedene Ordensgesellschaften, und Bürger aus allen Ständen haben gleichfalls durch Lobeserhebungen und Geschenke an den Tag gelegt, wie sehr sie durch den Heldenmuth und die Tugend dieses Mädchens gerührt worden.

Der Herzog von Orleans, in dessen Apanage Nonon liegt, hat ihr 500 Livres geschenkt, und ihr noch 200 Livres Pension bewilligt, auch ihr zugleich versprochen, dem Manne, den sie sich wählen würde eine Stelle zu verschaffen. Dieser Fürst hat auch den drey Geretteten ein Geschenk ertheilt, und der Wittwe und den Kindern des vierten 300 Livres angewiesen. Der König hat auf den Bericht, den man ihm davon abgestattet, der Catharina Bassens ankündigen lassen, daß ihr am Tage ihrer Hochzeit 2400 Livres sollen ausgezahlt werden.

L.

## 6.

## Geschichte

des jüngst verstorbenen Prätendenten  
von Engelland  
Carl Edward.

Ohnlängst haben die Zeitungen gemeldet, daß am  
31ten Januar dieses Jahrs der bisherige Prä-  
sident der Krone Großbritannien, Carl Edward  
Ludwig Graf von Albany zu Rom in einem Alter  
von 67 Jahren gestorben, und daß damit zugleich  
der männliche Stamm des in der englischen Ge-  
schichte so bekannten Hauses Stuart erloschen sey.  
Die Geschichte dieses Prinzen hat ungemein viel  
auszeichnendes. In der That, ein König ohne Land,  
ein Monarch ohne Thron und Szepter, ein Regent  
ohne Unterthanen, kurz ein bloßer Titularkönig ist,  
zumahl in unsren Zeiten eine so seltene Erscheinung,  
daß eine etwas genauere Schilderung des Lebens  
dieses merkwürdigen Prinzen, der in der Geschichte  
eine zwar nicht sehr vom Glück begünstigte, aber  
darum doch nicht minder glänzende und bedeutende  
Rolle gespielt hat, nicht anders als unterhaltend  
seyn kann. Die größte, kühnste und gewissermassen  
abenteuerlichste Unternehmungen auf der einen, und  
die sonderbarste bald mit den größten heroischen  
bald mit den rührendsten Auftritten durchflochtene  
Schicksale auf der andern Seite geben dieser Ge-  
schichte

schichte völlig das Ansehen eines Romans, dessen Intreze aber dadurch ungemein erhöht wird, daß alles in demselben historische Wahrheit ist.

Um die Geschichte dieses in mehr als einer Rücksicht merkwürdigen Prinzen vollständig und im Zusammenhang vorzutragen, besonders um zu zeigen, worauf er seine von Päbsten und Königen für gültig erkannte Ansprüche auf die Krone Engellands gründete, ist es nöthig, daß wir bis zu den Zeiten seines Großvaters, des Königs Jakob II. hinaufsteigen.

Die Begriffe von Königlicher Macht und Gewalt, sind wie die Geschichte lehret, wohl nirgend so sehr eingeschränkt als in Engelland. Der Grundsatz: ein Regent sey um seiner Unterthanen, nicht die Unterthanen um des Regenten willen da, wird wohl nirgend strenger behauptet, als in diesem Reich, und wenn anderswo das geglaubt wird, ein Monarch habe über sich keinen Richter auf Erden, sondern bloß im Himmel, so glaubt die englische Nation, noch Umständen und Gelegenheiten hievon eine Ausnahme machen zu können, und das Recht zu haben, ihre Könige selbst zur Rechenschaft zu ziehen, wie denn die englische Geschichte wirklich Beyspiele von Königen liefert, die von der Nation nicht nur vor Gericht gezogen, sondern selbst durch einen förmlichen Urtheilsspruch auf einem Blutgerüste durch Henkershand ihr Leben verlohren haben. — Kein Wunder

Wunder also, daß eine solche Nation sich auch wenigstens das Recht anmaßen zu dürfen glaubt, Könige ab, und andere anzusetzen.

Ein solches Schicksal erfuhr auch König Jakob II. Schon als Kronprinz, da er noch den Titel eines Herzogs von York führte, zog er sich den Haß des größten Theils der Nation dadurch zu, daß er sich im Jahr 1677 öffentlich zur römisch katholischen Religion bekannte, für deren Grundsätze er einen blinden Eifer zeigte. Das Parlament machte deswegen im Jahr 1679 eine Acte bekannt, durch welche er von der Thronfolge ausgeschlossen seyn sollte. Es könnte freylich sonderbar scheinen, daß ein Prinz deswegen zur Regierung unfähig seyn sollte, weil er am Freytag lieber einen Häringssalat mit Pudding, als einen Roßbeef essen, und lieber erst durch ein Fegefeuer als gradenwegs in den Himmel gehen wil, allein bey der Nationalerbitterung der Engländer gegen die Papisten war es nicht schwer, eine solche Acte in dem Hause der Gemeinen durchzusetzen. In dem Oberhause aber ward sie durch eine große Mehrheit der Stimmen verworfen, so daß also der Herzog nach dem Tode seines Bruders des Königs Carl II. im Jahr 1685 wirklich zur Regierung gelangte, und am 23ten April desselben Jahres mit seiner zweyten Gemahlin Maria von Modena zu Westminster gekrönt ward. Nicht lange nach seiner Thronbesteigung ließ Jakob II. nur zu deutlich merken, daß er mit nichts geringer um-

gieng,

gieng, als sich nach dem Vorgang einiger andern Regenten von Europa ganz unabhängig zu machen, und zugleich die herrschende Religion des Landes umzukehren. Ludewig XIV. von Frankreich ermunterte ihn zu dem ersten und die Jesuiten zu dem andern. Er nahm sich aber so links dabey, daß er sich den allgemeinen Haß der Nation zuzog. Er gieng schon gleich anfangs so zu Werk, als hätte er den Zweck schon völlig erreicht, den er sich erst vorgesetzt hatte. Er hielt öffentlich an seinem Hofe einen päpstlichen Nuntius, Jesuiten, Capuciner u. s. w. Er schenkte den Katholiken ein unbegrenztes Zutrauen, hingegen haßte und verfolgte er die, die der väterlichen Religion getreu blieben. In seinem Befehrungseifer gieng er so weit, daß er selbst seinen Soldaten zuredete, katholisch zu werden. Einer derselben antwortete ihm einmal auf eine solche Zumuthung: Es thue ihm leid, daß er dem König hierin nicht gefällig seyn könne, er habe bereits sein Wort von sich gegeben; denn er habe, als er zu Tangier im Quartier gelegen habe, dem Kaiser von Marocco versprochen, daß, wenn er jemals seine Religion verändern sollte, er ein Mahomedaner werden wollte.

Am meisten brachte er die Gemüther dadurch gegen sich auf, daß er eine öffentliche Acte, wodurch den Katholiken eine völlig unumschränkte Religionsübung den Grundgesetzen des Reichs zuwider eingeräumt ward, publiciren, und sieben englische Bischöfe, die

sich weigerten, diese Aete in ihren Kirchen abzulesen zu lassen, in den Comer werfen ließ, auch einen Befehl gab, alle Geistlichen, die sich weigerten, diese Aete abzulesen, gerichtlich zu verfolgen. Ueberdem errichtete er eine Art von geistlichem Inquisitionsgericht, setzte auf den Universitäten katholische Collegien an, entsetzte viele Protestanten ihrer Aemter, schmälerte den Ständen ihre Privilegien, setzte in Schottland einen katholischen Vizekönig, und erklärte sich auch in diesem Reich für einen ganz unumschränkten Herrn, dem man einen blinden Gehorsam schuldig sey.

Die theils gewaltsame, theils kindische Maaßregeln, deren sich dieser Monarch zur Ausbreitung des Katholicismus bediente, wurde sogar von dem Pabst Innocentius XI. selbst gemisbilligt, der wohl einsah, daß es der König grade am verkehrten Ende anfang, indem er Gesetze und Meinungen öffentlich und gewaltsam angriff, die er nur insgeheim und allmählig hätte untergraben sollen. Auch die Cardinäle sagten im Scherz: Man müsse den König in Bann thun, weil er auf solche Art die wenigen Ueberbleibsel des Pabstthums, die noch in Engelland anzutreffen wären, völlig austrotten würde.

Die fürnehmsten Häupter des Staats indessen, die nun mit der Nation deutlicher einsahen, daß unter einem solchen König, dessen blinder Befehrsseifer

immer

immer mehr erhitzt ward, je mehr er Widerstand fand, nichts geringers als eine gänzliche Umstürzung der Grundgesetze des Reichs und der herrschenden Kirche zu erwarten stand, vereinigten sich, und sandten eine Deputation an den Prinzen von Oranien, Wilhelm III. der, da er die älteste Tochter des Königs Jacob zur Gemahlin hatte, als der nächste Thronerbe angesehen war, und baten ihn, daß er auf Mittel, sein und der Nation Rechte zu sichern, bedacht sein möchte.

Dieser rüstete alsbald eine Flotte mit ohngefähr 15000 Mann, und war damit schon unter Segel ehe der König Jacob noch die mindeste Gefahr ahnete. Die Flotte des Prinzen landete ungehindert in Engelland, und nun, da es zu spät war, fieng der König an, seine Fehler und das Misvergnügen des Volks einzusehen. Jetzt bat er den König von Frankreich um Hülfe, die er vorher, da sie ihm angeboten wurde, ausgeschlagen hatte. Er schrieb an den Kaiser Leopold, der ihm aber antwortete, daß weiter nichts geschehen wäre, als was er vorausgesehen hätte. Er glaubte noch einiges Vertrauen auf seine Flotte zu setzen, aber auch diese hielt es mit dem Prinzen von Oranien. Er hatte noch eine Landmacht von 20000 Mann, aber da auch schon viele Generals und Officiers von ihm abgefallen waren, so wagte er es nicht, sie gegen seinen Schwiegersohn anzuführen. Seine Furcht und Verlegenheit ward noch größer, da er erfubr

daß

daß auch der Prinz von Dänemark, der seine liebste Tochter Anna zur Gemahlin hatte, mit derselben zum Prinzen von Oranien übergegangen sey. In dieser Noth konnte er sich der Thränen nicht enthalten, und man hat ihn laut klagen gehört: Gott! Stehe mir bey, meine eigene Kinder haben mich verlassen.

So von allen Seiten geängstet, von dem einen Schwiegersohn angegriffen, von dem andern verlassen, von seinen Unterthanen gehaßt, und von denen, die seine Grausamkeiten erfahren hatten, verabscheut, suchte er sein Heil in der Flucht, und nahm zu dem französischen Hofe, auf dessen Bestand er sich vollkommen verließ, seine Zuflucht. Er schickte zuvor seine Gemahlin hin, der er bald mit dem jungen Prinzen von Wallis folgte, und glücklich anlangte, um auf seine übrige Lebenszeit den leeren Titel eines Königs und den Namen eines Heiligen zu führen, eine Benennung, die ihm noch mehr schmeichelte, als die erstere. Hier blieb er unter einem Volk, das ihn theils bemitleidete, theils verachtete. Er ließ sich hier selbst in den Orden der Jesuiten aufnehmen, und der römische Hof, um dessen willen er alles verlohren hatte, bezahlte ihn nur mit Ablassbriefen und Pasquillen. Auch in Frankreich spottete man seiner unverhohlen, und der Erzbischof von Reims sagte ganz laut zu St. Garmain in seinem eigenen Vorzimmer: Sehet da einen wirklich frommen Mann, der drei Könige selbe für eine Messe hingegeben hat.

Es sind jetzt grade hundert Jahr, daß diese Revolution vor sich gieng, und diese ist der eigentliche Zeitpunkt, in welchem die Staatsverfassung von Engelland, die so lange schwankend gewesen war, ihre Befestigung erhielt. Die Nation, die durch ihr Parlament vorgestellt ward, bestimmte nun die so lange streitig gewesene Gränzen zwischen dem König und dem Volk; Sie schrieben dem Prinzen von Oranien die Bedingungen vor, nach welchen er regieren sollte. Sie erwählten ihn gemeinschaftlich mit Maria, die die nächste protestantische Erbin zur Krone war, zum König, und sie wurden beide senerlich, unter dem Namen Wilhelms III und Mariens zum König und zur Königin von Engelland gekrönt.

(Die Fortsetzung künftige.)

7.

Neueste Luftnachrichten.

Der berühmte Luftschiffer Herr Blanchard hat in einem Schreiben aus Basel vom 20ten April angekündigt, daß er seine drey und dreyßigste Luftreise zu Braunschweig zur Zeit der Messe daselbst zwischen dem 5ten und 10ten August dieses Jahrs vornehmen wil.

Er bemerkt dabey, daß jetzt nicht bloß die Rede davon sey, das schon öfter gegebene Schauspiel eines Menschen zu zeigen, der mit Hülfe eines Ballons sich über die Wolken erhebt, als welches der Erfindung selbst keinen neuen Zuwachs geben könnte, sondern die Hauptache, wovon jetzt die Rede ist, ist diese: Herr Blanchard, der schon 15 Jahre von der Entdeckung der aerostatischen Maschinen auf eine Erfindung bedacht gewesen ist, sich nach Art der Vögel in die Höhe zu heben und in dieser Absicht den natürlichen Bau ihrer Flügel genau ausstudirt hat, hat sich nun ein paar künstliche Flügel von ungefähr 90 Fuß in der Fläche verfertigt. Diese Flügel die von Strohlein zusammen gesetzt und mit Taft überzogen sind, gleichen vollkommen denen eines Vogels und ahmen genau der Natur nach. Gleich diesen breiten sie sich aus und legen sich zusammen nach der Willkühr des Luftreisenden, welcher durch seine eigene Kraft sie in Bewegung setzt, und sich selbst auf einer mehr oder minder beträchtlichen Luftmasse, je nachdem es die Umstände erfordern werden, den gehörigen Rückhalt giebt. Herr Blanchard, um sich bey diesem neuen Versuch gegen jede Art des Zufalls in Sicherheit zu setzen, wird sich mit dem gleichfals von ihm erfundenen Fallschirm versehen, der durch einen Ballon in der Höhe gehalten wird, so wie ein anderer Ballon das Schifflein nebst alle Zubehör tragen wird. Auf diese Art wird Herr Blanchard den Versuch machen, der ganzen Luftmaschine mit Hülfe dieser Flügel

eins

eine beliebige Richtung zu geben, und so, wie er sich Hofnung macht, die Auflösung eines Problems anschaulich darzustellen, die so viele andre bisher als unmöglich oder wenigstens als unausführbar angesehen haben.

---

## 8.

## Rühmliche Anstalt.

In Spanien hat sich eine Gesellschaft von Frauen vereinigt, um die besten Mittel zur Vermehrung der Tugend, Arbeitsamkeit und Industrie auszufinden. Der König hat, durch ein Schreiben des Ministers, Grafen de la Florida Blanca, verlangt, daß die Versammlungen bey Hofe gehalten werden sollen, damit er selbst dazu beförderlich seyn könne. Zugleich hat er der Gesellschaft empfohlen, ihr Augenmerk darauf besonders zu richten, die gute Erziehung zu befördern, die Sitten durch ihr Beyspiel und durch ihre Schriften zu bessern, und Geschmack an der Arbeit und Abscheu an der Verschwendung einzufloßen. Zur Präsidentin hat der König die Gräfin von Benavente Herzogin von Ossana ernannt, und die Gräfin von Montijo ist zur Secretärin erwählt worden. Den 5ten October vorigen Jahrs ist die erste vorläufige Sitzung gewesen.

---

## 9.

## Anekdoten.

Zu dem seligen Pastor Junack zu Nanendorf ohnweit Göhrde kamen bald nach dem Antritt seines Amtes einige Deputirte von seiner Gemeinde, die ihn versicherten, daß sie alle mit ihm sehr zufrieden seyn, aber eins an ihm auszusetzen hätten: nemlich, daß er das Kreuz beim Segen sprechen, von der linken zur rechten und so dann von oben nach unten zu mache; denn, setzten sie hinzu, bey jedem Kreuz muß doch erst der Pfahl eingerammt und nachher erst das Querholz daran befestigt werden. Der Prediger fand die Erinnerung gegründet, befolgte sie und so waren die Bauren zufrieden, dahingegen ein anderer, weil er seine Grille, gar kein Kreuz zu machen, durchsetzen wollte, verklagt und verabschiedet wurde.

Der Geheimrath F. schrieb an den König, und beklagte sich, daß seiner Wohnung gegenüber ein öffentlich liederliches Haus sey; er bäte Se. Majestät, es doch wegschaffen zu lassen; dies sey ein gefährvolles und anstößiges Schauspiel für seine Töchter u. s. w. Friedrich antwortete: Mein lieber F. In Eurem und meinem Alter kann man nichts mehr machen; wir wollen diejenigen machen lassen, die noch können.

## IO.

## Fortsetzung der Geschichte

Des jüngst verstorbenen Prätendenten  
von Engelland  
Carl Eduard.

Jakob II. machte noch ein paar Versuche, sein durch Bigotterie, Eigensinn und Unvorsichtigkeit verscherztes Reich mit Gewalt wider einzunehmen, wozu er von Frankreich die nöthige Unterstützung an Mannschaft, Geld und Schiffen erhielt. Noch im Jahr 1689 landete er glücklich in Irland, wo er von dem bey weitem zahlreichsten Theil der katholischen Einwohner mit lautem Zusauchzen empfangen ward, und bald ein ansehnliches Heer zusammen brachte. Aber das Glück der Waffenkehrte ihm so ganz den Rücken zu, daß er eiligst nach Frankreich zurück floh, nachdem er noch selbst vorher der Obrigkeit zu Dublin den Rath gegeben hatte, sich von dem Ueberwinder so gute Bedingungen, als sie könnte, auszubitten.

Nicht glücklicher war der zweite und letzte Versuch, den er im Jahr 1692 wagte, da ihm Ludwig XIV ein ansehnliches Heer und eine Flotte von mehr als 300 Transportschiffen, und 63 Linien Schiffen übergab, um damit eine Landung in Engelland zu unternehmen. Engelland wartete diese Landung nicht ab, N. U. III. Jahrg. Bl. 20 U sondern

sondern schickte ihm den Admiral Ruffel mit einer Flotte von 99 Linienschiffen außer den Fregatten und Branders entgegen. Beide Flotten trafen bey la Hogue zusammen. Das Gefecht währte ganze zehn Stunden, und das Nachsetzen zwey Tage. Fünfzehn französische Kriegsschiffe wurden gänzlich in den Grund gebohrt, und der Sieg auf Seiten der Engländer war so entscheidend, daß Frankreich von dieser Zeit an seine Ansprüche auf die Herrschaft über den Ocean aufgegeben zu haben scheint.

Jakob II. hatte nun allen Muth verlohren. Seinen Anhängern blieb nichts anders übrig, als die elende und niederträchtige Hofnung, durch Ermordung des Königs Wilhelms ihren Zweck zu erreichen. Wirklich wurden dergleichen Anschläge — und zwar wie die Geschichtschreiber der Zeit ausdrücklich versichern nicht nur mit Gutheißung sondern selbst auf Anstiften Jakobs — gemacht, aber sie endigten sich insgesammt mit dem wohlverdienten Untergang derer, die sie ausführen sollten. Der unglückliche König Jakob brachte nun seine übrige Lebenszeit, meist in Andächtelehen zu St. Germain zu, wo er von der Wohlthätigkeit Ludwigs XIV. und einer Pension von 70,000 Franken lebte, die er insgeheim von seiner Tochter, der nunmehrigen Königin zog. Er starb im Jahr 1701 zu St. Germain. Man gab vor, daß bey seinem Grabe Wunder geschehen seyn. Doch er ist nicht der erste entthronte Regent gewesen, der mit einem Geruch der Heiligkeit die Welt verlassen hat.

Jakob

Jakob II. hinterließ einen Sohn, der ihm noch in Engelland kurz vor der vorhin erzählten Revolution, nemlich am 10ten Junius 1688 gebohren ward. Da der König von seiner ersten Gemahlin keine Söhne hatte, und die Kinder, die ihm seine zweite Gemahlin in den ersten Jahren ihrer Ehe gebahr, alle in ihrer Kindheit gestorben waren, so wurde die Geburt dieses neugebohrnen als die erfreuliche Geburt eines Prinzen von Wallis (der gewöhnliche Titel eines englischen Thronfolgers) ausposaunt. Da aber die Königin nun schon seit 21 Jahren keine Kinder mehr gehabt hatte, so bezweifelte man auch die Richtigkeit der Geburt dieses Prinzen, und man sagte laut und unverhohlen, daß derselbe untergeschoben sey; ja man machte selbst diese Beschuldigung zu einer neuen Beschwerde gegen den König. Die zuverlässigsten Geschichtschreiber indessen erkennen die Richtigkeit der Geburt dieses Prinzen an, und zeigen deutlich, daß das Vorgeben, er sey untergeschoben, bloß ein Märchen von Seiten der Feinde des Königs gewesen, welches man aber aus Haß gegen ihn und aus Abneigung gegen einen katholischen Thronfolger doch allgemein für wahr hielt. \*)

II 2

Dieser

\*) Die Partheylichkeit einiger englischer Geschichtschreiber äußert sich hiebey auf eine sonderliche Art. Da sie die Schwäche der Gründe, womit man die Richtigkeit der Geburt des Prinzen zweifelhaft machen wollte, zu fühlen scheinen, schweigen sie lieber ganz davon still. Der berühmte Lord Lyttelton in seiner Geschichte Eng

Dieser schon in der Wiege unglückliche Prinz, Jakob Franz Eduard, der schon im ersten Jahr seines Alters sein Reich mit dem Rücken ansehen mußte, ward in Frankreich erzogen, und nach dem Tode seines Vaters im Jahr 1701 zu St. Germain unter dem Namen Jakobs III. förmlich zum Könige von Großbritannien ausgeruffen, auch von Frankreich, Spanien und dem Pabst dafür erkannt. Doch weder der Pabst noch Spanien noch Frankreich konnten so wenig etwas für ihn thun, daß Frankreich sogar im Uetrechter Frieden 1713 versprach, das Churhaus von Hannover für den rechtmäßigen Thronerben von Großbritannien zu erkennen, und dem Prätendenten unter keinem Vorwand Aufenthalt zu geben. Dieser mußte deswegen Frankreich verlassen, und begab sich heimlich nach Comerci in Lothringen.

Nur ein einzigemahl versuchte es Jakob III. der auch der Ritter St. Georg genannt wurde, seine Rechte geltend zu machen. Nach dem Tode des Königs Wilhelm III. und seiner Nachfolgerin der Königin Anna der zweyten Tochter des vertriebenen Königs Jakob hatte Georg . Churfürst von Hannover, als ein Sohn Sophiens, einer Enkelin Ja.  
Kobs

lands thut von der Geburt dieses Prinzen ganz und gar keiner Erwähnung, und da er doch nachher seiner, unter dem Namen des Prätendenten Erwähnung thun muß, so läßt er denselben auf einmal auftreten, als ob er vom Himmel gefallen wär.

Johs I. den brittischen Thron bestiegen. Einige Unzufriedene verbreiteten jetzt viele Abschriften eines Aufsatzes, worin das Recht Jakobs III. zum brittischen Thron behauptet und über die Ungerechtigkeit geklagt ward, mit welcher man ihm einen Ausländer vorgezogen hatte. Er selbst schickte Commisarien ab und ließ Manifeste austreuen, wodurch die Unruhen merklich vermehrt wurden. In Schottland brach ein wirklicher Aufruhr zu seinen Gunsten aus. Ein Heer von mehr als 10000 Mann, das täglich neuen Zuwachs bekam, ergrif unter Anführung eines Grafen von Mar öffentlich die Waffen für ihn, und obgleich dasselbe nach der ersten Schlacht mit den Truppen, die der König ihm entgegen schickte, sich größtentheils wider zerstreute, und der Prätendent sich also leicht von der Eitelkeit seiner Erwartungen hätte überzeugen können, so bildete er sich doch ein, daß das ganze Land für ihn aufsteigen würde, so bald er sich nur persöhnlich zeigte. Er gieng also verkleidet nach Frankreich; Ludwig XIV. der laut seinen Tractaten mit Engelland öffentlich nichts für ihn thun konnte, versah ihn heimlich mit Gelde, welches er noch dazu da seine eigene Schatzkammer entblößt war, von seinem Enkel dem König von Spanien leihen mußte. Mit diesem Gelde versehen setzte sich Jakob III. zu Dünkirchen in ein kleines Schif, und kam den 22ten Decembar mit einem kleinen Gefolge von sechs Edelknechten auf den Küsten von Schottland an. Nach seiner Ankunft zu Aberdeen ließ er sich öffentlich

fentlich zum Könige ausrufen, und bald darauf hielt er zu Dundee seinen öffentlichen Einzug. Nach zwei Tagen kam er nach Edoon, wo er sich feyerlich wollte krönen lassen. Er verordnete öffentliche Dankfagungen für seine glückliche Ankunft, befahl den Geistlichen in den Kirchen für ihn zu beten, und ohne die geringste Macht zu haben, nahm er alle der königlichen Würde gebührende Ehrenbezeugungen an, die doch in seiner Lage und in solchen Zeitumständen höchst ungereimt waren. Nach diesem unbedeutenden Gepränge ließ er die Unternehmung wider mit eben dem Leichtsinne fahren, mit der er sie unternommen hatte. In einem kleinen Schiffe das in dem Hafen zu Montrose lag, gieng er mit dem Grafen von Mar und einigen andren seiner Anhänger nach Frankreich und bald drauf nach Commerci zurück. Der Ueberrest seiner Anhänger ward bald durch die königliche Truppen zerstreut, und die ganze Frucht seiner Bemühungen war keine andre, als daß die fürnehmsten unter seinen Freunden in Engelland ihr Leben auf dem Schaffot einbüßten. Auf seinen eigenen Kopf ward ein Preis von 5000 Pfund Sterling gesetzt.

Von nun an gab Jakob III alle Hofnung auf den Thron seines Vaters jemals zu besteigen. Er gieng nach Rom, wo ihm der Pabst Clemens XI viele Freundschaft bewies, und ihn auch noch auf seinem Sterbebette den Cardinalen auf das dringende empfahl. Sein Nachfolger, Innocenz XIII setzte diese

diese Freundschaft des römischen Stuhls gegen Jakob III fort, und bestimmte ihm eine monatliche Pension von 15000 römischen Thalern, von Frankreich erhielt er 200000 Livres jährlich als Pension, u. d von Spanien ebenfalls ein nicht geringes Jahrgelalt. In Rom erwies man ihm königliche Ehre, und damit vollkommen zufrieden lebte er daselbst in der Stille bis an sein Ende ruhig fort

Das einzige, das wir noch von diesem Titular-König zu melden hätten, ist dieses, daß er sich mit der Prinzessin Maria Clementina Sobieski, einer Enkelin des großen Königs von Polen, Johann Sobieski, einer Schwestertochter der Kaiserin Eleonora vermählte, die ihm ein Heyrathsgut von mehr als vier Millionen Thaler zubrachte. Aus dieser Ehe ward Carl Edouard Ludewig der eigentliche Held dieser Geschichte am 31ten December 1720 zu Rom geboren. Damit nicht dieser Prinz gleiches Schicksal mit seinem Vater haben und nicht den Verdruß erleben möchte, daß heut oder morgen über die Aechtheit seiner Geburt ein ähnliches Spectakel gemacht würde, so brauchte sein Vater die Vorsichtigkeit und veranstaltete es, daß viele Cardinäle und andere vornehme Römer nach der in England bey hohen Geburten sehr gewöhnlichen, bey den Cardinälen aber desto ungewöhnlicheren Sitte bey der Niederkunft seiner Gemahlin zugegen und von dem glücklichen Eintritt des jungen Prinzen in die Welt Zeugen seyn mußten. Eine feyerliche Abfeuerung

aller Kanonen auf der Engelsburg verkündigte diese Geburt als eine außerordentlich wichtige und erfreuliche Begebenheit.

Dieser Prinz, der einzige und letzte Sprößling so vieler berühmten und durch so viele Unglücksfälle sich auszeichnender Könige, brachte seine erste Jugendjahre zu Rom zu. Ehrfüchtig, kühn und unternehmend trug er sich schon als Jüngling mit dem großen Gedanken, den Thron seiner Vorfahren, und sollte er auch sein Leben dabey wagen, wieder zu besteigen. Ein Krieg zwischen England und Frankreich schien ihm zur Ausführung seines glänzenden Vorhabens der günstigste und bequemste Zeitpunkt. Im Jahr 1742, da er noch nicht volle 22 Jahr alt war, reisete er auf einen ihm insgeheim gegebenen Wink als ein spanischer Courier verkleidet von Rom nach Paris. Er redete mit dem König Ludewig XV und erhielt von ihm das Versprechen aller nöthigen Unterstützung. Wirklich wurden alle Zurüstungen gemacht, um ein Heer von 15000 Mann unter den Augen des jungen Prätendenten zu Dünkirchen einzuschiffen. Sieben tausend waren schon wirklich am Bord gebracht. Der Herzog von Roqueseuille sollte sie mit 20 Linienschiffe bis an die Küsten von England begleiten, und die Landung decken. Allein der ganze Anschlag ward durch die Erscheinung des Ritters Norris vereitelt, der mit einer überlegenen Flotte auf sie lossegelte. Die französische Flotte mußte sich zurückziehen, und ein heftiger Sturm

setzt

setzte auch ihre Transportschiffe gänzlich außer Stand, und die ganze Unternehmung war plötzlicher zernichtet, als sie entworfen war.

Carl Edouard kehrte von Dünkirchen nach Paris zurück, und wartete auf eine neue günstige Gelegenheit, indes sich Frankreich durch seinen Krieg in Deutschland und Italien an Volk und Geld immer mehr erschöpfte. Die Unruhen dieses beynahe allgemeinen Kriegs verursachten es, daß man sich wenig um den Prätendenten bekümmerte, dessen Muth und Beharrlichkeit in seinem Vorhaben noch immer gleich stark und unerschüttert blieben. Einst unterredete er sich mit dem Cardinal von Tensin, der dem Vater des Prinzen seinen Cardinalshut zu danken hatte. Dieser sagte ihm, „Wie wäre es, wenn Sie einmal einen Versuch machten, Sich in den nördlichen Gegenden von Schottland sehen zu lassen? Ihre Gegenwart allein kann Ihnen bald einen Anhang und eine Armee verschaffen, und dann wird sich Frankreich nicht weigern können, Ihnen beizustehn.“

Dieser verwegene Rath stimmte völlig mit den romantischen Ideen des Prinzen überein. Ein reicher Kaufmann von Nantes, namens Walsb, der Sohn eines dem Hause Stuart noch sehr ergebenen Irlands, überließ ihm eine kleine Fregatte von 19 Kanonen, und den 12ten Juny 1745 gieng er in Begleitung des Marquis von Tullibardini, des Rit-

ters Sheridan und einiger andern verzweiflungs-  
vollen Baghölse an Bord. Zur Eroberung dreier  
Königreiche hatte er nicht mehr als sieben, theils  
schottische, theils irländische Officiers, und für ohn-  
gefähr 2000 Mann, die erst angeworben werden  
sollten, Waffen bey sich, nemlich 1800 Säbel und  
1200 Flinten. Seine reiche Mutter gab das nöthi-  
ge Geld dazu her. Ein königliches Schiff von 64  
Kanonen, Elisabeth genannt, und von einem Ka-  
per aus Dünkirchen geführt, diente seiner Fregatte  
zur Begleitung. Weder der König von Frankreich  
noch das Ministerium hatten das geringste Theil  
an dieser Unternehmung.

Die Fahrt schien anfänglich glücklich von statten  
zu gehn, aber schon am 20ten Junius stießen unsre  
Abendtheurer auf 3 englische Kriegsschiffe, die eine  
Kaufartheyflotte begleiteten; das größte derselben,  
der Löwe genannt, grif die Elisabeth an, und rich-  
tete dieses Schiff so übel zu, daß es gleich nach Brest  
zurückzukehren genöthigt war. Durch ein seltenes  
Glück, das dem Prinzen Edouard eine gute Vor-  
bedeutung von dem glücklichen Ausgang seines Un-  
ternehmens zu seyn schien, wurde die Fregatte, wor-  
auf er sich selbst befand, gar nicht angegriffen, son-  
dern entkam glücklich, und eilte mit vollen Seegeln  
auf Schottland zu.

Den 27ten Julius landete der Prinz glücklich bey  
Lochabar auf der nordwestlichen Küste von Schott-  
land

land. Die Einwohner, denen er sich gleich zu erkennen gab, warfen sich ihm zu Füßen. Aber, sagten sie, was können wir thun? Wir haben keine Waffen, wir leben in der äußersten Armuth, wir nähren uns von Haberbrod, und bauen ein sehr unfruchtbares Land. „ Wohl, antwortete der Prinz, ich will dieses Land mit euch bauen, mit euch Haberbrod essen, und eure Armuth mit euch theilen. Waffen habe ich für euch mitgebracht. “ Solche Aeußerungen, die man bald mit vieler Sorgfalt verbreitete, nahmen, die Gemüther sehr zu seinem Vortheil ein, und verschafften ihm bald einen ungeordneten Zulauf. Vor und nach vereinigten sich verschiedene Häupter von den Stämmen der Hochländer nebst ihren Unterthanen mit ihm. Diese Häupter hatten sich von jeher in einer beständigen erblichen Gerichtsbarkeit über alle ihre Vasallen erhalten. Sie hatten so gar die Macht über Leben und Tod ihrer Unterthanen. Sie konnten also leicht ihre Vasallen aufbieten. Bald hatte der Prinz schon ohngefähr 300 Mann um sich, und nun machte man aus einem Stück Taft eine königliche Fahne, welche von Sullivan einem der vorerwähnten sieben Officiers getragen wurde. Durchs ganze Reich ließ er nun auch Manifeste austreuen, wodurch er auch noch mehrere auf seine Seite brachte. Mit jedem Augenblick vermehrte sich der Anhang des Prinzen, und bald hatte er ein Heer von 15000 Mann beisammen, die er mit den von ihm mitgebrachten Flinten und Säbern bewafnete. Jetzt schickte er so

gar die Fregatte, die ihm nach Schottland gebracht hatte, nach Frankreich zurück, und meldete dem König von Frankreich und von Spanien seine glückliche Landung und den so guten Anfang seines Unternehmens. Beyde antworteten ihm schriftlich und gaben ihm den Namen: Bruder.

Die Kühnheit dieses Unternehmens setzte ganz Europa in Erstaunen, um so mehr, da die englischen Schiffe, die an der ost. und westlichen Seite von Schottland kreuzten, eine jede auswärtige Hülfe sehr schwer machten. Indessen erhielt er doch zu wider. hohnten mahlen aus Frankreich und Spanien Beystand an Geld, Waffen und andern Kriegsbedürfnissen.

Kaum war das englische Ministerium von der Gewisheit der Ankunft des Prätendenten, die man anfänglich gar nicht glauben wollte, überzeugt, als auch schon der Ritter Johann Cope Befehl erhielt, sich seinem weiteren Fortgang zu widersetzen. Man ließ anfänglich einige Compagnien des Regiments von Sinclair von Edimburg gegen den Prinzen anrücken, aber sie wurden ganzlich geschlagen. Dreyßig Bergschotten nahmen achtzig Engländer gefangen.

Dieser erste glückliche Erfolg verdoppelte den Muth und die Hofnung des jungen Helden, der immer weiter vorrückte, ohne Rasttage zu machen,  
und

und immer an der Spitze seines Heeres zu Fuß voran gieng.

Alles schien auch anfänglich seine Unternehmung zu begünstigen, und nie schien ein Zeitpunkt derselben vortheilhafter, als der damalige. Es waren jetzt kaum 6000 Mann regulirte Truppen in Engelland, alle übrige waren auswärts im Kriege gegen Frankreich. Selbst der König Georg II. war in Deutschland. Die Bergschotten, die sich unter der Fahne unsers Helden versammelt hatten, waren Leute, wie sie sich grade zu einer solchen Unternehmung schickten. Durch ein strenges Klima und durch ein armes mühseliges Leben waren sie zu allem abgehärtet. Sie fragten nach keinen Bequemlichkeiten, achteten keine Beschwerden, sie machten sich nichts draus, auf der bloßen Erde zu schlafen, oft Hunger und Mangel zu leiden, und lange ermüdende Märsche mitten durch Schnee und Eis zu machen. Ihre Kleidertracht schien noch viel ähnliches mit der Tracht der alten Römer zu haben. Sie giengen ohne Hosen in langen Hemden und Kitteln, und hatten Dudelsäcke anstatt der Trommeln. Prinz Edouard kleidete sich und nährte sich wie sie, und zog mühsig an ihre Spitze durch die Gegend von Budenoch, Athol und Perthshire. So wie sein Heer von den Gebürgen herunter kam, schien es sich im Fortgehen immer zu vergrößern. Er bekam immer mehr Anhang und die Sache, worüber man anfänglich lachen zu dürfen glaubte, wurde mehr als ernstlich, da

er sich nun wirklich der Stadt Perth, einer der wichtigsten Städte in Schottland bemächtigte. Hier nahm er am 15ten September 175 die unnöthige Feierlichkeit vor, daß er seinen Vater Jacob III zum König von Großbritannien und sich an die Stelle desselben zum Regenten ausrufen ließ. Der Herzog von Perth, Lord Georg Murray und andre Großen kamen jetzt zu ihm nach Perth, und leisteten ihm den Eid der Treue. Sie führten ihm auch noch neue Truppen zu, — eine ganze Compagnie eines Schottischen Regiments in Diensten der Krone desfertigte, und nahm unter Edwards Fahnen Dienste. Nachdem er nun noch die Dörfer Dundee, Drummond und Neubourg eingenommen, wurde Kriegsrath gehalten. Die Meinungen über die Frage, wohin man nun den Marsch richten sollte? waren getheilt. Der Prinz erklärte sich aber, man müsse gradestwegen auf Edinburg, die Hauptstadt von Schottland losrücken. Auf alle Einwendungen und Schwierigkeiten, die man ihm vorstellte, und die in der That nicht klein waren, antwortete er müßig: „Es wird genug seyn, wenn ich mich nur zeige, und alle werden sich zu unserm Vortheil erklären.“ Und ohne sich lange zu bedenken, giengs nun wirklich auf Edinburg los. Die Verwirrung bemächtigte sich aller Einwohner, die Garnison, 400 Mann stark, retirirt sich mit dem Gouverneur, dem General Guesf in die Citadelle, und Edouard ist Meister von der Stadt. Auch hier nahm er am 29ten September nochmahls das

eitele

leitele Gepränge vor, daß er sich zum Regenten von Großbritannien an seines Vaters Stelle ausrufen ließ.

Mittlerweile setzte man zu London einen Preis von 30000 Pfund Sterling auf seinen Kopf. Er war indessen drauf bedacht, sich des glücklichen Anfangs und des jetzt noch so eifrigen Muths seiner Anhänger, ehe derselbe einschläfern möchte, recht zu Ruhe zu machen. Er vernahm, daß der Ritter Cope, der ihm bis zu den Hochländern nachgesetzt war, sich aber bey seinem Abzug an den Gebürgen in kein Gefecht mit ihm hatte einlassen wollen, jetzt, da er mit 2 Regimenten verstärkt war, gradestweges auf Edimburg gegen ihn anrückte. Carl Edouard gieng ihm mit allen seinen Leuten, wovon er auch nicht einen in der Stadt zurück ließ, muthig entgegen. Sein Heer mochte jetzt ohngefähr 3000 Mann stark seyn. Seine Cavallerie bestand nur aus einigen Bagagepferden. Er nahm sich weder die Zeit noch die Mühe, Canonen aus Edimburg mitzunehmen, ohngeachtet er wußte, daß die Engländer deren sechs bey sich hatten. Nahe bey Preston Pans, zwölf englische Meilen von Edimburg stieß er auf den Feind. Nachdem er hier sein kleines Heer in Schlachtordnung gestellt hatte, wovon der Herzog von Perth den einen, und der Lord Murray den andern Flügel commandirte, zog er seinen Degen, warf die Scheide weit von sich weg, und sagte: // Meine Freunde! diesen Degen

„Degen werde ich nicht eher in die Scheide stecken,  
 „als bis ich euch frey und glücklich gemacht ha-  
 „be.“ Zugleich gab er das Zeichen zum Angriff;  
 Ohne den Engländern Zeit zu lassen, ihre Artille-  
 rie zu brauchen, stürzten seine Truppen mit unglaub-  
 licher Wuth auf sie ein. Nur einmal schossen sie  
 ihre Flinten ab, sie nahmen sich keine Zeit sie aufs  
 neue zu laden, sondern werfen sie von sich, und  
 nun halten sie mit der einen Hand ihr Schild  
 über den Kopf und mit dem Säbel in der andern  
 Hand fallen sie wütend auf Mann und Pferde der  
 Engländer, und brachten sie augenblicklich zum  
 Weichen. In einer Viertelstunde war der Sieg  
 entschieden. Die Engländer verlohren in dieser  
 Action über 500 Mann, 2000 wurden gefangen ge-  
 nommen, und alles was sie bey sich hatten, ward  
 erbeutet. Der Ritter Cope selbst entkam noch zur  
 Noth mit 14 Mann.

Der Prinz Edward hatte nur 60 Mann verlohr-  
 ren. Seine größte Verlegenheit war jetzt, was er  
 mit den Gefangenen anfangen sollte, da ihre Zahl  
 beynabe der Zahl ihrer Uebertwinder gleich war,  
 und er auch keine feste Derter hatte, wo er sie be-  
 wachen konnte. Er entließ sie also, nachdem er  
 sich von ihnen das eidliche Versprechen hatte geben  
 lassen, daß sie binnen einem Jahr gegen ihn nicht  
 die Waffen führen wollten.

(Die Fortsetzung künftig.)

---

## II.

Fortsetzung der Geschichte  
des jüngst verstorbenen Prätendenten  
von Engelland  
Carl Eduard.

Dieser so vollständige Sieg vermehrte den Ruhm und das Ansehn des Prinzen ungemein, und zog ihm noch mehr Anhänger zu. Wenig Tage nach diesem Sieg lief auch ein französisches Schiff glücklich in den Hafen zu Montrose ein, auf welchem der ihm vom König von Frankreich zugesandte Gesandte, der Marquis d'Argens befindlich war, der ihm Geld und Waffen mitbrachte. Auch befanden sich einige irländische Officiers mit auf diesem Schiff, die in Frankreich und Spanien gedient hatten, und ihm sehr behülflich waren, seine Truppen zu discipliniren. Sein Heer war jetzt beynabe bis auf 6000 Mann vermehrt. Verschiedene Grafen, Lords und andere Edeln stießen nun auch zu ihm. Er errichtete zu Edimbourg einen ordentlichen Hofstaat. Er hatte nun seine Minister, Geheime Rätthe, ein Staats-Conseil und Generäle. Hätte sich der Prinz die allgemeine Bestürzung nach der Schlacht bey Preston Pans zu Nutz gemacht, und wäre er nun gradesweges auf England losgerückt, so hätten die Folgen für die Sicherheit des Staats leicht gefährlich werden können. Allein so verlor er seine beste

Zeit zu Edimbourg, vergnügte sich an dem eiteln Gepränge der königlichen Würde, und freute sich, daß man ihm als einen König begegnete.

Eine jede Verzögerung bey Unternehmungen dieser Art ist immer eben so nachtheilig, als der wirkliche Verlust einer Schlacht. Während daß Prinz Eduard seine beste Zeit zu Edimbourg in unnützem Gepränge verschleuderte, gewann das englische Ministerium so viel mehr Frist, die ernstlichste Gegenanstalten zu machen. Schon am 11ten September war der König Georg II. aus Deutschland zurück gekommen. Die Niederlage der Engländer bey Preston-pans hat'e ein solches Schrecken verbreitet, daß man die englische Miliz nicht stark genug hielt, gegen den Prätendenten zu agiren. Es wurden also noch 6000 Holländer zum Beystand der Krone herübergeschickt und unter Anführung des Generals Wade nordwärts geschickt. Der Herzog von Cumberland langte nun auch aus Flandern an, dem ein anderes Corps von Dragonern und Fußvolk folgte. Alles was nur auf den Namen eines treuen Patrioten Anspruch machte, beeiferte sich zum Krieg gegen den Prätendenten. Viele reiche und vornehme Privatpersonen errichteten auf ihre eigene Kosten kleine militärische Trups. Von allen Seiten her kamen Leute aus allen Ständen, Advokaten, Kaufmannsdiener, Schauspieler u. s. w. die sich anwerben ließen, um gegen den Prätendenten zu sechten. In verschiednen Gegenden des Reichs sahe man ganze Haufen  
von

Von Freywilligen, sich in den Waffen üben, und jede Grafschaft äusserte den heftigsten Abscheu sowohl gegen den Ehrgeiz und die Religion, als auch gegen die Anhänger und Bundesgenossen des Prätendenten.

Die Menschen sind sich zu allen Zeiten gleich; Es wäre ein halbes Wunder, wenn zur Zeit einer solchen allgemeinen Unruhe, der Parteygeist, wo er sich nicht öffentlich oder mit den Waffen in der Hand zeigen kann, sich nicht wenigstens durch die Feder Luft zu machen suchen sollte. Bey keiner Gelegenheit ist der Witz der Zeitungsschreiber geschäftiger als in solchen Umständen. So giengs auch hier. Um den Prinzen Edouard bey dem Volk recht verhasst zu machen, wurde in London ein chimärisches Zeitungsblatt gedruckt, in welchem der mögliche Fall, daß der Prinz Edouard seinen Zweck erreicht, und sich des königlichen Throns bemächtigt hätte, als wirklich geschehen, vorausgesetzt ward, und nun wurden allerhand Neuigkeiten, die man sich als Folgen dieser neuen Regierung einbildete, ganz ernstlich als wirkliche Thatsachen erzählt. Darauf sollte das Volk urtheilen, was es von dem Prätendenten, wenn er seinen Zweck erreichte, zu erwarten hätte. So hieß es zum Beyspiel in diesem Zeitungsblatt:

„Heute ist der Prätendent auf den Märkten von London durch Bergschotten und Mönchen zum König

ausgerufen worden. Verschiedene Häuser sind bey dieser Gelegenheit in Brand gesteckt, und viele Einwohner ermüret worden.“

„Den 4ten sind die Häuser der Süd- und Indianischen Handelsgesellschaft in Klöster verwandelt worden.“

„Den 20ten sind 6 Glieder vom Parlamente gefänglich eingezogen worden.“

„Den 26ten hat man drey englische Seehafen an Frankreich abgetreten“

„Den 28ten ist die Habeas corpus-Acte abgeschafft, und eine neue Acte, um die Ketzer zu verbrennen, errichtet worden.“

„Den 29ten ist der Pater Priguardini ein italienischer Jesuite zum Großsiegelbewahrer ernannt worden.“

Auf der andern Seite wurden auch von den geheimen Anhängern des Prinzen mancherley Blätter ausgestreut, die zwar auf eine verdeckte, aber doch jedermann verständliche Art zu seinem Vortheil sprachen. Um auch hievon eine kleine Probe anzuführen, wurde in einem öffentlichen Blatt folgende Ankündigung eingerückt:

„Ein junger Mensch von großer Hoffnung steht im Begriffe, ein beträchtliches Glück zu machen, in kurzer Zeit habe er sich bereits 20000 Pfund Einkünfte erworben, aber um sich in London etabliren zu können, habe

habe er noch Freunde und Unterstützung nöthig, die er hiemit auffordere. "

Die Ungst und Unruhe in London stieg auf einen hohen Grad, als man nun erfuhr daß der Prinz Eduard am 6ten September schon in England und bis Carlisle vorgerückt sey. Innerhalb drey Tagen war er auch schon Meister von dieser Stadt, wo er einen ansehnlichen Vorrath von Waffen fand, und sich nun auch hier zum Regenten, so wie seinen Vater zum König von Großbritannien ausrufen ließ. Eduard beschloß nun weiter zu gehn, nachdem er von Frankreich Versicherungen erhalten hatte, daß ein beträchtliches Corps von Truppen auf der südlichen Küste von Großbritannien ans Land gesetzt werden, und zu seinem Beystand einen Einfall thun sollte. Er ließ also eine kleine Besatzung in Carlisle zurück, welches er lieber hätte unbesezt lassen sollen, und rückte nun auf Parrith an. Er selbst machte diesen Weg in der Kleidung der Bergschotten, zu Fuß, und setzte seinen Marsch bis Manchester fort, wo er sein Hauptquartier aufschlug. Hier stießen ohngefähr 200 Engländer zu ihm, aus welchem unter dem Commando des Oberst Townley ein Regiment formirt wurde. Von da setzte er seinen Marsch fort nach Derby, so daß er jetzt der Hauptstadt bis auf 20 Deutsche Meilen nahe gekommen war.

Dies war der Zeitpunkt, wo er seine Unternehmung

mung hätte krönen können. Wäre er jetzt grade auf London fortgerückt wo allgemeines Schrecken und Bestürzung sich verbreitet hatten, und wo viele seiner heimlichen Anhänger nur seine Annäherung erwarteten, um öffentlich seine Partey zu ergreifen, so würde es ihm ohne Zweifel gelungen seyn, sich der Stadt zu bemächtigen. Allein ein Zusammenfluß verschiedener Umstände nöthigte ihn zu dem ihm so fatalen Entschlus, nach Schottland zurück zu kehren. Seine Generale die Häupter der Stämme der Bergschotten, waren eben so stolz, und halsstarrig, als unwissend. Jeder hatte seine eigene Grundsätze, und jeder hielt die seinigen für die besten. Nach vielen heftigen Streitigkeiten entschlossen sie sich, zurück zu kehren, weil sie, indem ein Corps englischer Truppen nach Schottland gegangen war, und Edinbourg eingenommen hatten, fürchteten, von Schottland abgeschnitten zu werden.

Der Rückzug geschah regelmäßig, und ohne Verlust. In Carlisle ließ der Prinz eine ordentliche Besatzung zurück, die aus 400 Mann bestand, sich aber bald hernach an den Herzog von Camberland zu Kriegsgefangenen ergeben mußte. Bey seiner zurückkunft in Schottland stießen noch verschiedene neue Verbündete ohngefähr an die 2000 Mann zu ihm. Von Spanien waren auch noch einige Hülfsgelder angekommen, und in einigen Scharmüßeln mit den königlichen Truppen trugen die seinigen verschiedene Siege davon, so daß seine Angelegenheiten

Heiten von neuem ein günstiges Ansehn gewannen, zumahl da er jetzt noch einen neuen und sehr herrlichen Sieg erfocht.

Er belagerte das Kastell von Stirling, allein da seine Truppen in der Belagerungskunst eben nicht sehr geübt waren, so brachte er hier die Zeit sehr unnütz zu. Mittlerweile näherte sich ihm der General Hawley, der eine beträchtliche Zahl englischer Truppen commandirte und nöthigte ihn die Belagerung aufzuheben. Dieser zog seine ganze Macht bey Falkirk zusammen. Das Heer des Prinzen bestand jetzt ohngefähr aus 8000 Mann, die Engländer waren noch einmal so stark. Nichts desto weniger säumte Edward nicht, sie mutbig anzugreifen. Er selbst stand vor dem ersten Glied, und gab das Zeichen zum Angrif. Seine Schotten stritten auf dieselbe Art und mit derselben Wuth, wie bey Preston pass und da ihnen noch ein heftiger Platzregen zu statten kam, der den Engländern grade ins Gesicht schlug, stürmten sie mit solcher Hestigkeit auf diese ein, daß sie bald in Unordnung gebracht waren. Die Dragoner waren die ersten, die sich eifertig zurück zogen, und über ihr eigenes Fußvolk herfielen. Das ganze englische Heer floh in der größten Verwirrung in ihr verschanztes, und ringsum mit Morästen umgebenes Lager zurück. Der Prinz Edward blieb Meister vom Schlachtfeld, und zeigte sich hier als einen großen Feldherrn. Er benutte das Schrecken der Feinde, und beschloß nun, sie in

ihrem eigenen Lager anzugreifen, obgleich das Wetter immer heftiger und ungestümer ward. Mitten in der stockfinstern stürmischen Nacht drang er mit dem Regen in der Hand in das englische Lager, welches in solche Verwirrung kam, daß alles plötzlich davon floh, und nach Edimbourg zurück kehrte. Zelten, Bagage und das ganze Lager ward dem Uebertwin-der zu Theil. Die Engländer hatten bey 700 Todte.

Dieser Sieg vollendete den Ruhm des Prinzen, aber es war auch sein letzter. Das Glück, das bisher seinen Unternehmungen so günstig geschehen hatte, fieng nun an, ihm gänzlich den Rücken zuzufehren, und ihn so zu verfolgen, daß eben dieser junge Held, der bisher durch seine Kühnheit und Tapferkeit die Aufmerksamkeit und Bewundrung von ganz Europa auf sich gezogen hatte, nun ein Gegenstand des allgemeinen Mitleids ward, und in solche Umstände gerieth, die selbst seinen Feinden Thränen auspreßten.

Der Herzog von Cumberland, der damals der Liebling des englischen Heers war, war jetzt aus Flandern zurück gekommen, seine Soldaten, die bisher gegen die Franzosen gefochten hatten, waren geübte und des Kriegs gewohnte Streiter. In Engelland vermehrte er sein Heer und zog nach Schottland, dem Prinzen Eduard entgegen. Er beschloß, so bald als möglich ein Treffen zu liefern, und

rückte

rückte in der Absicht immer vorwärts. Er kam bis nach Aberdeen, wo er seine Truppen eine Weile aurrufen ließ. In zwölf Tagen kam er an die Ufer des tiefen und schnellen Flusses Spey. Hier hätte man ihm den Uebergang streitig machen können. Aber es geschah nicht. Der Herzog kam ungehindert über den Fluß, und rückte immer weiter vorwärts, bis er die Nachricht erhielt, daß der Prinz mit seinem Heer von Iwerneß, wo er sich bisher aufgehalten, nach der Ebene von Calloden, neun Meilen davon hingezogen sey, und ihn daselbst erwartete. Jetzt mußte es also zu einem entscheidenden Treffen kommen.

Der Prinz Edouard stellte sein Heer, das noch aus ohngefähr 8000 Mann bestand, in Schlachtordnung. Der Herzog von Cumberland hatte 15 Bataillons, 9 Escadrons und ein Corps Bergschützen bey sich. Nicht nur in Ansehung der beynahe noch einmal so starken Zahl der Truppen sondern auch darin hatten also die Engländer ein großes Uebergewicht, daß sie eine wohlgeübte Reuterey, und eine ansehnliche und gut bediente Artillerie hatten.

Den 27ten April 1746 des Nachmittags um 2 Uhr fieng dieses entscheidende Treffen an. Die englische Canonen richteten unter Edouards Truppen gleich anfangs eine schreckliche Verwüstung an, dahingegen die des Prinzen, die an sich schlecht waren

waren und eben so schlecht bedient wurden, fast gar keine Wirkung thaten. Ein Fehler des Prinzen war es, daß er seine irregulären Truppen zu sehr den Förmlichkeiten eines nach den Regeln der Kunst geführten Kriegs unterwarf, und dadurch ihre angeborene Wildheit unterdrückte, welcher er allein seine vorigen Siege zu danken hatte — Eine Zeitlang hielten sie das englische Feuer aus, aber jetzt ergrif sie die Ungedult nach einem näheren Handgemenge, und fünfhundert Bergschotten thaten mit ihrer gewöhnlichen Wuth einen unbändigen Anfall auf den linken englischen Flügel, wodurch wirklich die erste Linie ganz in Unordnung gebracht wurde. Aber schleunig rückten zwey Basaillons zur Hülfe herbey, und gaben dem Feind eine fürchterliche und nachdrückliche Ladung. Zu gleicher Zeit hieben die Dragoner unter Sarley während auf sie ein, und verursachten einschreckliches Blutvergießen. In weniger, als einer Stunde war das Heer Edouards völlig geschlagen, und das Schlachtfeld von mehr als 3000 Verwundeten und Erschlagenen bedeckt. Der Ueberrest ergrif die Flucht, und der Prinz Edouard selbst, der noch überdem verwundet war, mußte sich glücklich schätzen, daß es ihm selbst noch gelang, sich den Augen seiner Ueberwinder zu entziehen. In Begleitung einiger Officiers entkam er aus dem Gedränge, und fand seine Rettung indem er drey Meilen von Turnais über einen Fluß schwamm. Kaum hatte er das gegenseitige Ufer erreicht, als er in der Ferne

die

Die Flammen einer Scheune aufsteigen sah, worin sich einige hunderte von seinen Leuten verbergen wollten, die aber von den Ueberwindern entdeckt wurden, welche die Scheune im Brand steckten.

Der Sieg von Seiten der Engländer war in jeder Rücksicht vollkommen, und nur mehr Menschlichkeit gegen die Besiegten würde ihn noch rühmlicher gemacht haben. Aber die Ueberwinder führten auch fort, gegen Wehrlose und Vermundete zu sechten, und die Soldaten trieben das niedrige Geschäft der Scharfrichter. Ueberall wohin sie kamen, breiteten sie Schrecken und Verwüstung aus, und in kurzer Zeit war das Heer Edouards zerstreut und das umliegende Land ein Schauplatz des Blutes vergießens, der Plünderung und Verheerung.

So endigten sich alle Hoffnungen und Ausichten des jungen Helden. Eine kurze unglückliche halbe Stunde verwandelte ihn auf einmal aus einem dem Thron ganz nahe geglaubten König in einen verlassenen und überall verfolgten Flüchtling, in einen Armen, der von jedermann, selbst von seinen bisherigen Freunden vermieden, und nur von denen gesucht ward, die ihm nach dem Leben trachteten.

Verlassen, ohne Hülfe, ohne einen Verband um seine Wunden zu haben, irrte er jetzt fünf Tage und Nächte, ohne fast einen Augenblick Ruhe zu genießen, in den Städten und Gebürgen von Schott-

land

land herum. Mit jedem Tag sahe er die geringe Zahl seiner Begleiter sich vermindern. Diese wurden unter sich uneins, und warfen einer dem andern ihr Unglück vor. Einer verlor sich nach dem andern. Sheridan und Sullivan, die ihn noch aus Frankreich begleitet hatten, waren die einzigen, die ihm übrig blieben. Seine Feinde verfolgten ihn auf allen seinen Fußstapfen. Alle Gegenden waren mit Soldaten angefüllt, um ihn aufzusuchen, und der Preis von 30000 Pfund Sterling, der auf seinen Kopf gesetzt war, verdoppelte ihren Fleiß im Nachsuchen.

(Die Fortsetzung künftig.)

---

## I 2.

### Miscellaneen.

#### I. Der doppelte Satz.

Seit undenklichen Zeiten ist der Hut, besonders in Frankreich das Sinnbild, das Ehrenzeichen, und es wegen selbst die charakteristische Benennung des Mannes. Selbst seitdem die Frauenzimmer fast allgemein angefangen haben, die Haube und jede andre Art des Kopfsputzes zu vertauschen, und dieser männliche Schmuck selbst in Gesellschaften auf  
den

den Kopf zu halten, während die Männer in Gegenwart eines jeden, dem sie Ehrerbietung zu beweisen schuldig sind, ihr Haupt von diesem ihnen eigenthümlichen Schmuck entblößen müssen, und in dieser Rücksicht keine Gefahr vom Schnupfen oder Husten scheuen dürfen, ist und bleibt es doch immer eine gangbare Redensart, daß man sagt: zwey Hüte (Chapeaux) wenn man zwey Männer nennen wil. Diese symbolische Art zu reden ist selbst bey den Gerichtshöfen üblich und sogar in die Gebärdensprache übergegangen. Nach einem Urtheilsspruch des Parlaments erhielt neulich die Gemahlin des Grafen \* am öffentlichen Pranger Staupbesen und Brandmark, und damit das Publicum zugleich von dem Verbrechen, weswegen sie diese Strafe ausstehen mußte, unterrichtet wurde, mußte sie zwey Hüte auf dem Kopfe tragen, anzudeuten, daß sie die Unverschämtheit gehabt, zwey Männer zu nehmen, indem sie den vorgenannten Grafen geheyrathet, da doch, wie sie selbst wohl wußte, ihr erster Mann noch am Leben war — Der Graf ihr zweyter Mann, sitzt noch im Arrest, und das Urtheil über ihn ist noch nicht gesprochen, wenigstens noch nicht bekannt.

## II. Goldmacherey.

In Wien sollen mehr als 2000 Leute seyn, die sich damit abgeben, den Stein der Weisen zu suchen und in der Absicht noch ihre letzte goldne und silberne

silberne Rippes dem Schmelzofen opfern, und denen man allgemein prophezeit, daß sie am Ende in der Seufzerallee des Augartens verhungern werden.

### III. Merkwürdige Heyrathen.

Am 6ten April ist zu Lissabon der Herzog von Alagoens, der unter der vorigen Regierung aus Portugall exilirt war, und sich diese Zeit über an verschiedenen andern europäischen Höfen unter dem Namen Don Juan, Herzog von Braganza aufgehalten hat, mit der Entelin des Marquis von Marialva, Oberstallmeister der Königin vermählt worden. Diese Heyrath ist dadurch merkwürdig, daß die Braut grade das von Gellert angegebene Heyrathsfähige Alter, nemlich vierzehn Jahr und sieben Wochen erreicht, der Bräutigam hingegen bereits sein sieben und sechzigstes Jahr zurück gelegt hatte.

Am 26ten April war zu Dettingen die Vermählung des Grafen von Brezenheim, Großpriors des Maltheferordens in Bayern mit der Prinzessin Walburg, jüngsten Schwester des regierenden Fürsten von Dettingen • Spielberg. Diese Heyrath ist dadurch merkwürdig, daß man nun auch das Beyspiel eines mit päpstlicher Einwilligung verehelichten Großpriors oder Großmeister eines Ordens hat, der das Gelübde des Cölibats auf sich hat.

## IV. Ein Exempel aus der Arithmetica Forensi.

In dem bekannten Hastingschen Prozeß in England sind, wie die Zeitungen melden, vor und nach 400 Centner Papier beschrieben worden. Rechnet man nun 36 Bogen auf ein Pfund, so betrüge solches 1,584000 Bogen, oder 66000 Buch oder 3300 Kieß, oder 330 Ballen. Solche Altenmäßig ist jeder Viertelstunde einen Bogen zu beschreiben, dazu wird eine Zeit von 396000 Stunden, oder 33000 Tagen, (zu 12 Arbeitsstunden gerechnet) oder 90 Jahr und 50 Tagen erfordert, wenn sie ein Mensch allein schreiben sollte. Die Copialgebühren dafür, 2 Sgr. p. Bogen betragen 132000 Rthlr. und wenn es nach Diäten á 2 Rthlr. für den Tag bezahlt würde, so wären hierzu 66000 Rthlr. erforderlich. Diese Alten mit einigem Bedacht durchzulesen braucht man auf jeden Bogen wenigstens 2 Minuten, macht 3,168000 Minuten, oder 528000 Stunden, oder (á 12 Stunden p. Tag) 4400 Tage, oder 12 Jahre 20 Tage.

Nimmt man ferner für jedes Kieß ohngefähr 1 Cubicfuß Raum an, so muß der Platz, diese Alten zu fassen, 3300 Cubicfuß enthalten, oder wolte man ein Kieß neben das andere in die Breite legen, so gäbe das eine Länge von 2475 Fuß. Legte man sie aber in die Länge so wäre die ganze Länge 4125 Fuß. Legte man endlich ein Kieß auf das andere, so würde eine Säule von wenigstens 1650 Fuß hoch

hoch stehen, weil ein Rieß Papier ohngefähr  $\frac{3}{4}$  Fuß breit,  $\frac{5}{8}$  lang, und  $\frac{1}{2}$  Fuß hoch ist.

Rechnet man ferner auf ein Rieß zu beschreiben ein halb Maaß Dinte, so beträgt solches 1650 Maaß oder 18 Tonnen und 30 Maaß, macht an Gelbe, á 4 ggr. p. Maaß 275 Rthlr. das Papier selbst á 2 Ggr. p. Buch kostet 5500 Rthlr. Auf jedes Buch eine Feder gerechnet, macht 1100 Schock á 4 Ggr. das Schock, 183 Rthlr. 8 Ggr. An Streusand, á 1 Maß p Ballen sind 20 Schffel, 10 Meßen erforderlich. Die Acten wegzuführen werden ohngefähr 50 vierspännige Wagen, jeden mit 8 Centner beladen, mithin auch 50 Fuhrleute, und 200 Pferde erfordert, und wenn diese Wagen hintereinander fahren, so macht das einen Zug aus, der wenigstens 1200 Fuß lang ist. Diese Acten in Hefte zu 6 Bogen zu bringen, sind 264000 Ellen, oder 1650 Gebinde von 40 Faden, jeden á 4 Ellen oder 165 Zahlen Zwirn erforderlich, und wenn dieses Gespinst in einer Linie fortgeleitet würde, so reicht es 22 deutsche oder 72 englische Meilen weit.

### Anekdote.

Graf Hoditz sagte einst zum König, das Haus Oesterreich habe sich immer sehr wenig aus Schlesiens gemacht, und selbst zu Kayser Karls des Sechsten Zeit, sey es ihm nicht sehr wichtig vorgekommen. So habe ich denn also sehr wohl dran gethan, es ihnen wegzunehmen, sagte Friedrich.

---

## 13.

## Beschluß der Geschichte

Des jüngst verstorbenen Prätendenten  
von Engelland  
Carl Edward.

So langte er endlich in einem kleinen Hafen, Arizaig an der nordwestlichen Küste von Schottland an. Zwey Schiffer aus Nantes, die ihm Geld, Mannschaft und Lebensmittel zuführen sollten, waren im Begriff, in eben diesen Hafen einzulaufen; aber das Glück schien ihn jetzt ordentlich necken zu wollen, indem es sich ihm auf der einen Seite günstig zeigte, und ihm dann doch zugleich den Rücken zuehrte. So geschah es auch hier. Kaum war er zu Arizaig angelangt, als sich auch ein Trup englischer Reuter zeigte, die ihn hier aufsuchten. Er sah sich also genöthigt, mitten in der Nacht wider diesen Ort zu verlassen, von welchem er allein Hoffnung haben konnte, sicher nach Frankreich zu flüchten. In der Kleidung eines Bettlers, die er, um so weniger erkannt zu werden, gegen die seinige eingetauscht hatte, irrte er jetzt in den wilden öden Gegenden an den schottischen Küsten herum. Zuweilen fand er seine Sicherheit in Höhlen und Wüsten, ohne irgend einen Freund und Begleiter; zuweilen lag er in Wäldern mit einem oder zweyen Gefährten seiner Noth. Die beständige Furcht und

würkliche Gefahr entdeckt und gegriffen zu werden, nöthigte ihn eben so sehr, sich vor den Augen der Menschen zu verbergen, als ihn der Hunger antrieb die Hülfe der Menschen aufzusuchen. In dieser grausamen Lage begegnete ihm Ouel, einer seiner Anhänger aus Irland, der in spanischen Diensten war, dieser rieth ihm, auf einer kleinen benachbarten Insel, Stornoi, welche die letzte auf der nordwestlichen Seite von Schottland ist, seine Zuflucht zu nehmen. Beide setzten sich in einen Schifferkahn, und kamen glücklich auf dieser Insel an. Aber ein Detaschement von der Armee des Herzogs von Cumberland war schon vor ihnen auf dieser Insel angekommen, sie sahen sich genöthigt, die Nacht in einem Morast zuzubringen, um mit Anbruch des Tages sich ihrer kleinen Barke wider anzuvertrauen, mit der sie ohne Vorrath, und ohne zu wissen, wohin wider fortschifften.

Raum waren sie zwey Stunden lang auf See, als sie sich auf einmal von feindlichen Schiffen umringt sahen. Hier war also keine andre Rettung, als zwischen den Felsen an dem Ufer einer kleinen, wüsten und fast unzugänglichen Insel zu stranden. Sie setzten sich nun auf den Strand nieder, und verbargen das Boot hinter einen Felsen, wo sie warteten, bis die englischen Schiffe vorüber gesegelt seyn, oder der Tod ihrem Elend auf einmal ein Ende machen würde. Der Prinz und seine Gefährten hatten zur Frischung ihres elenden Lebens nicht als  
etwas

etwas Brantwein, und einige getrocknete Fische, die sie am Ufer fanden, welche wahrscheinlich von einigen Fischern daselbst waren zurück gelassen worden.

Sie ruderten jetzt, nachdem die englische Schiffe ihnen aus dem Gesicht waren, von einer Insel zur andern, und landeten endlich auf der Insel Wist, eben derselbigen, woer zu erst, als er nach Frankreich kam, ans Land getreten war. Hier fand er einige Unterstützung und Ruhe; aber auch diese geringe Freude dauerte nicht lange. Drey Tage nachher kam auch hier ein Commando englischer Truppen an. Der Tod oder die Gefangenschaft schien nun unvermeidlich. Drey Tag und drey Nächte hielt sich der Prinz mit seinen beyden Gefährten in einer Höhle verborgen. Nun gelang es ihnen, wider nach einer andern, aber wiederum wüsten Insel zu fliehen, wo sie acht Tage blieben, ohne irgend etwas anders zu haben, als Brantwein, Haberbrod, und einige gesalzene Fische. Nachdem dieser Vorrath verzehret war, blieb ihnen keine Wahl übrig, als entweder zu verhungern, oder wider in See zu gehn, und doch schien es nicht möglich, diese Insel zu verlassen, und das feste Land von Schottland wider zu gewinnen, ohne den Feinden in die Hände zu fallen, welche alle Küsten durchsuchten, und genau bewachten. Gleichwohl mußten sie hier fort, sie setzten sich also wider in ihr Boot, und landeten in der Nacht an. Nun irreten sie am Ufer herum, ohne recht zu

wissen, wo sie waren. Ihre Kleider waren zerrissene Lumpen. Mit Anbruch des Tages sahen sie ein Frauenzimmer zu Pferde, in Begleitung eines Bedienten. Der Prinz erkannte sie für ein Fräulein von Macdonall, welche, so wie ihre ganze Familie dem Haus Stuart sehr ergeben war. Der Prinz gab sich ihr zu erkennen, und sie warf sich ihm zu Füßen. Sie, Er und seine Begleiter zerfloßen in Thränen, und alle ihre Besorgnisse stiegen auf den höchsten Grad, da sie vernahmen, daß der Prinz hier keinen Schritt fortsetzen könne, ohne Gefahr, entdeckt zu werden. Die junge Lady wies ihm eine Höhle an dem Fuß eines Berges an, wo er mit seinen Gefährten so lange bleiben sollte, bis sie im Stande wäre, ihm einen sichern Ausweg zu verschaffen. Sie versprach ihm, entweder selbst wider zu kommen, oder ihm eine vertraute Person zu schicken, der er sicher folgen könnte.

Der Prinz begab sich also mit seinen treuen Gefährten in die angewiesene Höhle; ein nahe wohnender schottischer Baur brachte ihnen zu Nahrung ein wenig Gerstenmehl in Wasser gerührt. Zwen Tage waren schon vordien, und doch kam der versprochene Bote noch nicht. Alle umliegende Gegenden waren mit Soldaten angefüllt, so daß sich keiner von ihnen ausser der Höhle durfte blicken lassen. Was ihr Elend aufs Höchste brachte, der Prinz wurde von einer schrecklichen Krankheit angegriffen. Sein ganzer Körper war mit giftigen Geschwüren bedeckt.

Doch

Doch war sein Unglück noch nicht geendigt. Endlich kam der längst erwartete Bote von der Lady Macdonall an, der die Nachricht mitbrachte, daß es unmöglich sey, auf dem festen Lande zu entkommen, der Prinz sollte noch einmal nach einer benachbarten Insel, namens Benbecula flüchten. Hier solle er sich in das Haus eines armen Edelmanns, den man ihm nannte, und wo Lady Macdonall sich gleichfalls einfinden würde, begeben und da wolle man dann die weiteren Maaßregeln zu seinem sichern Fortkommen überlegen.

Das nemliche Schifferboot, welches sie hiehin gebracht hatte, brachte sie nun auch zu dieser Insel. Aber kaum sind sie daselbst angekommen, und nur auf dem Wege nach dem bezeichneten Landhause, so vernehmen sie, daß der Edelmann, bey dem sie endlich eine sichere Freystadt zu finden hofften, in der vergangenen Nacht mit seiner ganzen Familie gefänlich eingezogen und weggebracht worden sey. Der Prinz und seine Gefährten verbargen sich abermahls in den Sümpfen. Onel wagte sich einmal heraus, um Erkundigung einzuziehen, und gieng in eine Baurenhütte. Hier fand er die Lady Macdonall, welche nicht lange nach ihnen auf der Insel angekommen war. Sie wisse, sagte sie nur ein Mittel, den Prinzen zu retten, und das wäre dieses. Der Prinz müsse sich in ein Mädchen verkleiden, und ihr unter dem Charakter ihres Kammermädchens folgen. Die nöthige Kleider hiezu habe

sie mitgebracht. Der Prinz ließ sich diesen Vorschlag gefallen, und mit den heftigsten Thränen nahm er von den bisherigen Gefährten seines Elendes Abschied. In der Verkleidung eines Mädchens, unter dem Namen Betti flüchtete er mit der Lady nach der Insel Ski an der westlichen Seite von Schottland.

Hier nahmen sie ihren Aufenthalt bey einem vertrauten Edelmann. Aber nur wenige Tage waren sie da, als sie das Haus plötzlich mit einem Trup englischer Soldaten umringt sahen; der Prinz, noch immer in der Verkleidung eines Mädchens öffnete ihnen selbst die Thür, und war so glücklich, ungeskannt zu bleiben. Aber bald wurde es in der Insel bekannt, daß er in diesem Schlosse sey, und nun mußte er sich wieder von der Lady Macdonall trennen. Ganz allein, ohne Freund, ohne Begleiter, ohne Hülfe und selbst ohne Ausichten einer noch endlich glücklichen Errettung irrete er jetzt wieder umher. Nachdem er auf diese Art einmal vom Morgen bis an den Abend vom Hunger gequält, und bis zum Sterben entkräftet herumgeirret war, trieb ihn die äußerste Noth, in ein Haus einzutreten, obgleich er wußte, daß dessen Besitzer zu der Zahl seiner Gegenparthen gehörte. „Hier kommt,“ sagte er bey dem Eintritt, der Sohn eures Königs, und bittet euch um einen Bissen Brod und ein Hemde. Ich weiß, daß ihr es mit meinen Feinden haltet, aber ich traue euch so viel Edelmuth

„ zu , daß ihr mein Vertrauen zu euch nicht miß-  
 „ brauchen noch mein Elend euch zu Nutzen machen  
 „ werdet. Nehmet diese Lumpen, die eine Zeitlang  
 „ meine einzige Bedeckung gewesen sind , und be-  
 „ bet sie auf. Vielleicht könnet ihr sie mir einmal  
 „ zustellen, wenn ich auf dem Throne von Groß-  
 „ brittannien sitze. “ Der Edelmann ward durch  
 diese Rede innigst gerührt; er leistete ihm allen mög-  
 lichen Beystand, und hielt das Geheimnis getreu.

Von dieser Insel kam er noch einmal nach Schott-  
 land zurück , und irrete in den Gegenden von Lo-  
 cker und Badenoch umher. Hier fand er noch  
 verschiedene Freunde , die dem Hause Stuart erge-  
 ben waren , und ihm einige Unterstützung leisteten.  
 Zugleich aber erfuhr er hier zu seiner innigsten Be-  
 trübniß, daß Lady Macdonall, seine eifrigste Freun-  
 din und Retterin, so wie viele seiner Freunde und  
 Anhänger gefänglich eingezogen seyn. Hier bekam  
 er auch ein Verzeichniß aller seiner Freunde und  
 Anhänger zu sehen, die zum Theil schon hingerich-  
 tet waren , zum Theil noch durch Henkers Hand  
 sterben sollten.

In Frankreich war man indessen wegen das Schick-  
 sal des Prinzen Edouards in der größten Verlegen-  
 heit. In dieser Besorgniß hatte man schon im Ju-  
 nius zwey Fregatten nach der westlichen Küste von  
 Schottland gesandt, ihn aufzusuchen und wegzufüh-  
 ren, die auch glücklich an eben der Küste landeten,

wo er zuerst, als er diese so unglücklich gsendigte Unternehmung begann, ans Land getreten war. Lange und vergeblich hatten ihn die Führer dieser Schiffe in diesen Gegenden und den benachbarten Inseln gesucht, bis endlich der Prinz die Anwesenheit dieser Schiffe erst jetzt in der Gegend von Loozaber von seinen Freunden daselbst erfuhr, und durch deren Hülfe durch allerhand Umwege und tausend neue Gefahren den 29ten September 1746 an den Orte anlangte, wo diese Schiffe seiner warteten, der nun auch, wie leicht zu denken, augenblicklich an Bord gieng und unverzüglich absegelte. Sonderbar hiebey war es, daß, obgleich diese Schiffe schon seit dem Junius an der Küste von Schottland den Prinzen aufgesucht hatten, man doch in England nicht das mindeste weder von der Ankunft, noch von dem Aufenthalt, noch von der Abfahrts dieser Schiffe gewahr ward.

Der Prinz segelte nun gradestweges auf Frankreich zu. Als er am Boord kam, trug er einen kurzen Rock von schwarzem Boy, bis auf den Saaden abgetragen, den gewöhnlichen Mantel der Bergschotten, mit einem Gürtel zugeschnallt. Er hatte seit vielen Wochen keine weiße Wäsche angelegt. Seine Augen waren eingesunken, sein Gesicht bleich, Hunger und Beschwerlichkeiten hatten ihn ganz nieder gedrückt. Die Fahrt gieng ziemlich glücklich, bis man schon den Hafen von Brest im Gesicht hatte, wo die Fregatte, die den Prinzen trug, sich plötzlich  
durch

Durch eine englische Escadre genöthigt sahe, wieder umzukehren, und das hohe Meer zu suchen. Jetzt segelten sie nach den Küsten von Bretagne, aber an der Seite von Morlaix fanden sie gar eine ganze englische Flotte. Was war zu thun? Man wagte es mitten durch die englische Schiffe hindurch zu segeln, und es gelang. Und so kam dann endlich am 10ten October der Prinz Edouard nach so vielen überstandenen Unglücksfällen und Gefahren in dem kleinen Hafen St. Paul von Leon an. So endigte sich eine Unternehmung, die durch Jugend und Ehrgeiz eingegeben, ohne Ueberlegung angefangen, und durch bloße Kühnheit ohne Macht fortgeführt ward, und also natürlicher Weise ein klattriges Ende nehmen mußte.

Noch war der Prinz nicht am Ende aller Mühseligkeiten. Er mußte noch manche harte Demüthigung erfahren. Anfänglich hielt sich der Prinz in Frankreich vor aller Welt verborgen. Unmuth über den unglücklichen Ausgang seines Unternehmens, und der Aerger, von Frankreich nicht besser unterstützt worden zu seyn, hielten ihn vom Hofe entfernt. Die bekannte Marquisin von Pompadour aber beredete ihn, nach Paris zu kommen, und daselbst zwar ohne Pomp, doch anständig zu leben. Sie brachte es auch dahin, daß ihm der König Ludwig XV die jährliche Pension von 200,000 Livres die seinem Vater bestimmt waren, gleichfalls auf lebenslang bewilligte. So, brachte sie es  
auch

auch dahin, daß ihm von Spanien ebenfalls ein Jahrgelt von 12000 Dublonen zugesichert ward.

Ein paar Jahre giengen jetzt ohne sonderlich merkwürdige Auftritte hin; Aber jetzt erfuhr der Prinz Edouard eine neue harte Demüthigung. Im Jahr 1747 wurde der Friede zu Aachen von den damals kriegführenden Mächten geschlossen und unterzeichnet. Der Prinz, der schlechterdings darauf bestand, der König von Frankreich dürfe nicht eher Friede machen, bis er ihm zum Besitz der Krone von England verholfen habe, ließ, eben so wie auch der Pabst, gegen alle Friedensunterhandlungen feyerlich protestiren, aber alle diese Protestationen halfen so wenig, daß Frankreich selbst in einem dieser Friedensartikel versprach, dem Prinzen Edouard in seinen Staaten keinen fernern Aufenthalt zu gönnen. Dies erbitterte den Prinzen bis zum Unsinne. Er weigerte sich hartnäckig, Paris zu verlassen. Sein Widerstand gieng bis ins lächerliche. Der König von Frankreich schickte Hofleute, Generale, Bischöfe und Ministers an ihn, die ihm alle auf die höflichste Art zu verstehen gaben, wie sehr es dem Könige schmerzte, daß er sich genöthigt sähe, ihn aus seinen Staaten zu entfernen. Vorstellungen, Bitten und Befehle wurden alle mit gleicher Hartnäckigkeit von ihm verworfen. Er antwortete auf alles das nur durch Drohworte. Dem Staatsminister, Grafen von Maurepas, der mit gleichem Auftrage zu ihm kam, gab er mit Vorhaltung einer geladenen

geladenen Pistole zur Antwort, daß er freywillig nicht aus Frankreich gehen, und den ersten den besten, der ihn mit Gewalt dazu zwingen würde, auf den Kopf schießen werde.

Man sah sich also genöthigt, unangenehme und gewaltsame Mittel, die man doch gern vermieden hätte, zu ergreifen. Als der Prinz einmal zur Oper fahren wollte wurde er auf öffentlicher Strasse arretirt. Bei Durchsuchung seines Hauses fand man, daß er dasselbe beynähe in ein Zeughaus verwandelt und sich in demselben in Bereitschaft gesetzt habe, eine ordentliche Belagerung auszuhalten. Er war entschlossen gewesen, sich bis aufs äufferste zu wehren, und wenn er der Uebermacht hätte weichen müssen, Feuer an ein in Bereitstehendes Fäßchen Pulver zu legen, und so sich mit dem Hause, das er bewohnte, in die Luft zu sprengen.

Daß er außer dem Hause würde arretirt werden, gehörte nicht in seinem Plan, und so gieng seine Verhaftnehmung ohne Schwierigkeit von Statten, und er ward mit guter Escorte auf die italiänische Gränze gebracht. Jetzt gieng er also nach Rom zu seinem Vater, und lebte dort in der Stille, doch mit großem Ansehn und Vorzügen. Am 1ten Januar 1766 starb sein Vater Jacob III. Und nun änderte sich sein Verhältnis mit dem Römischen Hofe. Er führte zwar nur den Titel eines Grafen von Albany, den er auch bis an sein Ende beibehielt.

hielt, gleichwohl hatte er wegen der Etiquette, die er verlangte, viele Verdrüßlichkeiten unter den verschiedenen päpstlichen Regierungen auszustehen. Er verließ daher Rom, und gieng nach Florenz, wo er sich auch meistentheils aufhielt, bis der jetzige Pabst ihn, unter der Bedrohung, ihm seine Pension zu entziehen, wenn er sie nicht im Kirchenstaat verzehrte, zur Rückkehr nach Rom nöthigte,

Die Freunde des Hauses Stuart setzten ihm, damit sein Geschlecht nicht aussterben möchte, sehr zu sich zu vermählen. Er gab endlich ihren Beredungen Gehör, und am 17ten April 1772 als er schon 52 Jahr alt war, vermählte er sich mit der zwanzig jährigen Prinzessin, Louise von Stollberg Gedern. Diese Ehe war nicht sehr glücklich. Der Mismuth des Prinzen über seine ausgestandene Unglücksfälle und seine fehlgeschlagene Unternehmungen hatten ihn ganz mürrisch und grämlich gemacht. Oft überließ er sich diesem seinen Mismuth so sehr, daß er in Ausschweifungen ausartete, die für seinen Verstand fürchten ließen. Oft suchte er seinen Gram in Wein zu ersäufen, aber dadurch machte er nur das Uebel ärger. Seine Gemahlin trennte sich deshalb bald von ihm und gieng nach Paris, wo sie noch jetzt lebt.

Er hatte noch eine natürliche Tochter. Diese, die bisher in Frankreich gelebt hatte, ließ er vor ohngefähr drey Jahren zu sich kommen, und legitimirte sie.

Er setzte sie auch zu seiner rechtmässigen Erbin ein, und erklärte sie zur Gräfin von Albany alles aus eigener Königlichen Machtvollkommenheit, wie er sich in dem Patent darüber ausdrückt. Er trug ungemein viel Zuneigung zu dieser Tochter, und sie trug durch ihre Zärtlichkeit und ihr kluges Betragen, sehr viel zur Beruhigung und Tröstung ihres Vaters bey. An ihrer Seite starb er auch am 3ten Januar dieses Jahrs zu Rom, im 68ten seines Alters.

Was ihm in seinem Leben, so sehr er auch darnach gestrebt hatte, nie zu Theil geworden war, das erhielt er im Tode: Königliche Ehre. Seine Leiche wurde nach Frascati gebracht, und mit königlichen Ehrenbezeugungen begraben. Degen, Krone und Scepter, imgleichen englische und schottische Ordenszierden seinen Sarg, und sein einziger noch lebender Bruder der Cardinal von York hielt ihm am 3ten Februar ein feyerliches Leichenbegängnis mit königlicher Pracht und Würde. Bey dieser Gelegenheit wurde er Carl König genannt, und so begraben. Mit ihm wurden nun auch alle fernere Ansprüche des Hauses Stuart auf die Krone von Großbritannien begraben. Sein Bruder der eben genannte Bischof von York hat zwar eine feyerliche Erklärung herausgegeben, in welcher er die auf ihn gefallene Prätensionen auf die Krone Großbritanniens sich zueignet. Allein da ein Cardinal, wie bekannt, sein Geschlecht nicht fortpflanzen kan, so ist der männliche Stamm des Hau-

Hauses Stuart und damit auch alle fernere Ansprüche desselben erloschen.

\* ch.

## 14.

### Litterarische Anzeige.

Auch ohne besonders dazu aufgefordert zu seyn, machen sich die Herausg. der Niederrh. Unterh. ein Vergnügen daraus, ihren Lesern und vornehmlich ihren Leserinnen eine neue Schrift bekannt zu machen, die es werth ist, vorzüglich empfohlen zu werden, und in recht vieler Hände zu kommen. Sie führt den Titel: Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht, vorzüglich für den aufgeklärten Theil d. selben. 2 Bände in groß 8vo Leipzig bey G. J. Göschen. Es fehlt freylich nicht an Erbauungs- und auch guten zweckmäßigen Erbauungsbüchern, aber noch immer hat das weibliche Geschlecht kein eigenes Erbauungsbuch, in welchem auf die besondere Verhältnisse, Verbindungen und Anlagen desselben, auf das gegenwärtige Zeitalter, auf den herrschenden Ton, auf Lieblingsmeinungen und Vorurtheile, auf den Geist der Mode u. s. w. Rücksicht genommen wäre. Das vorgenannte Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht &c. ist fürnemlich dazu bestimmt, diesem Bedürfnis abzuhelfen. Für die Güte des Buchs bürgt schon der Verfasser Herrn Marezoll, dessen Name schon durch die in vorigem Jahr von ihm herausgegebene

Preis

Prebigten rühmlich bekannt ist. Auch das gereicht diesem Buch zu einer gründlichen Empfehlung, daß Herr Marezoll dasselbe nach einem von dem seligen Herrn Zollikofer, dessen Freundschaft er in einem vorzüglichem Grade genoß, durchaus gebilligten Plane bearbeitet hat. Damit unsre Leser selbst von dem Inhalt dieses Werks desto besser urtheilen mögen; legen wir ihnen diesen Plan hier kürzlich vor.

### Inhalt des ersten Theils.

Einleitung über die Bestimmung und Ausbildung der weiblichen Anlagen zur Vollkommenheit — und die Grundzüge des Gemähltes eines so ausgebildeten und vollkommen weiblichen Charakters.

I. Uebungen im Nachdenken über die Bestimmung des weiblichen Geschlechts im Ganzen.

1. Die Nothwendigkeit dieses Nachdenkens. 2.

Nachdenken über die Bestimmung des weiblichen Geschlechts zur häuslichen und ehelichen Verbindung.

3. — Zur Pflege und zur ersten Bildung der Kinder.

4. — in Absicht auf Geselligkeit und die Pflichten im Umgang

5. Nachdenken über die Größe und Wichtigkeit der weiblichen Bestimmung.

II. Ermunterung zu den vornehmsten Tugenden und Warnungen für den herrschendsten Fehlern des weiblichen Geschlechts, in Morgen und Abendandachten.

1. Die Andacht in der Religion des Morgens. Die

Gleichgültigkeit. des Abends. 2 Die Arbeitsamkeit. d.

M. die Zerstreungszeit. d. A. die Arbeitsamkeit. Fort-

setzung. d. M. die falsche Geschäftigkeit. d. A. 4.

Gedult und Sanftmuth. d. M. Eigensinn und mü-

rische Laune. d. A. 5. Beharrlichkeit in guten Vor-

sätzen. d. M. die Veränderlichkeit und Unbeständig-

keit im Guten. d. A. die Selbstbeherrschung. d. M.

Mittel wieder die Macht der Sinnlichkeit d. A.

7. Die wahre nütliche Empfindsamkeit. d. M. die

falsche schädliche Empfindelen. d. A. 8. Einfluß der

Mode auf Religions- und Andachtsübungen. d. M.

Gründe dagegen. d. A. 9. Einfluß der Mode auf

Weib-

weibliche Tugenden und Laster. d. III. Mittel dagegen. d. A. 10. Einfluß der Mode auf häusliche Glückseligkeit. d. III. Gegenmittel d. A. 11. die falsche Schaam. d. III. Gründe dagegen. d. A. 12. Verschwendung und Prachtliebe. d. III. Mittel dagegen. d. A. 13. die Eitelkeit. d. III. Gegenmittel. d. A. 14. Verführbarkeit des weiblichen Geschlechts. d. III. Verwahrungsmittel dagegen d. A.

III. Betrachtungen über einige vorzügliche Tugenden und Beförderungsmittel der weibl. Tugend.

1. Ueber die Schmeichelen. 2. Fortsetzung. 3. und 4. Ueber die Verstellungskunst. 5. Ueber den Unterschied zwischen dem ungeleiteten Hange zur Vielwiseren und der wahren Gelehrigkeit des weiblichen Geschlechts. 6. 7. und 8. Ueber die dem weiblichen Geschlechte unentbehrlichen Kenntnisse. 9. Ueber die Beschaffenheit des guten Geschmacks und den Einfluß desselben auf die Tugend. 10. Ueber den weiblichen Hang zur Schwärmeren. Ueber die Ursachen, warum das weibliche Geschlecht so klein von seiner Bestimmung denkt. 12. Ueber einige natürliche, der Tugend ganz vorzügliche Anlagen des weiblichen Geschlechts. 13. 14. und 15. Ueber den Einfluß der Naturfreuden auf den Charakter des weiblichen Geschlechts. 16. In wie weit ist es dem weiblichen Geschlecht erlaubt, sich nach der Mode zu richten? 17. Ueber die Verschwendung der Zeit. 18. Ueber Geiz und Sparsamkeit. 19. und 20. Ueber die weibliche Geselligkeit.

### Inhalt des zweyten Theils.

- I. Das junge Mädchen, dessen Verstand sich zu entwickeln anfängt.
- II. Die Jungfrau.
- III. Die Gattin oder Hausfrau.
- IV. Die Mutter.
- V. Die Matrone.

Der Preis dieses gemeinnützigen Buchs, welches nach den öffentlichen Anzeigen schon diese Ostermesse hat fertig seyn sollen, ist 1 Rthlr. 16 Groschen.

13	Beschluß der Geschichte des jüngst verstorbenen Prätendenten etc.	337
14.	Litterarische Anzeige.	350

### Antündigung.

- 1) Gemeinnütziges Rechenbuch zur Selbstübung vornehmlich zum Schulgebrauch, nach verschiedenen Geldsorten, hauptsächlich Thalern, Gütengroschen, Mariengroschen, Stüber, Kreuzer und Pfennigen. Erster Theil.
- 2) Anleitung für Lehrer, beim Gebrauch des gemeinnützigen Rechenbuchs in Schulen. Erster Theil.

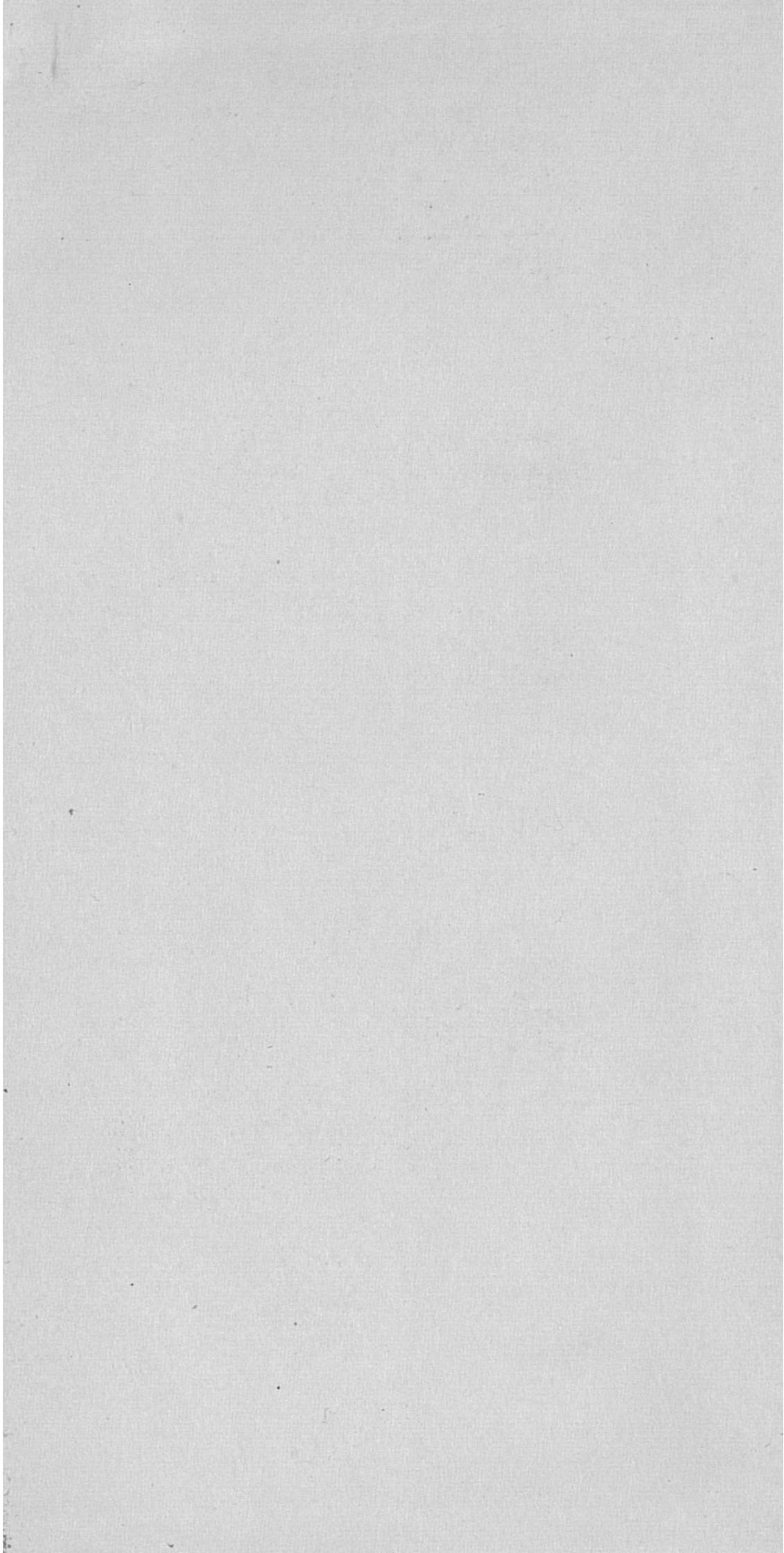
Der erste Theil des Rechenbuchs hat vier Abschnitte. Der erste Abschnitt enthält das Numeriren, die vier Species im ganzen, gebrochenen, gleich und ungleich benannten Zahlen, mit allen dazu gehörigen Rechnungsarten, auch ein vollständiges Verzeichniß der verschiedenen Orten gebräuchlichen Zahlenbenennungen, die Verschiedenheit des Gewichts und Maaßes, deren Verhältniß und die Rechnungsmängeln der vornehmsten Handelsörter nach dem Alphabete. Der zweite Abschnitt begreift die Regel de Tri in sich, in ganzen und gebrochenen Zahlen mit allen dabei vorkommenden Aufgaben, deren über 500 sind. Der dritte Abschnitt enthält die verkehrte Regel de Tri, die vielfache Regel, die Kettenrechnung, und Specialregeln zu finden. Ferner das äußerliche Pari oder die einheimische Wechselrechnung, nach dem Amsterdamm, Hamburger, Frankfurter und Lippstädter Geldcours, der zugleich den Berliner, Kölnischen, Münsterischen und Paderbornischen enthält, alle Arten von Zins und Zinseszinsenrechnungen, die Zeitrechnung oder Bestimmung mittlerer und veränderter Zahlungstermine, nebst den Rabatrechnungen, nämlich, das einfache Interusurium mit

Allen dazu gehörigen Berechnungen, alle Arten v  
doppelten Jucensurium, und dem Waarenta  
Endlich die Thara und alle andere Abkürzung  
nungen, nebst einem Verzeichniß was für L  
Gutaewicht und prompte Zahlung beim Waar  
Verkauf in Amsterdam und Hamburg gebräuch  
ist. Im vierten Abschnitt kommen vor, die einfa  
und doppelte Gesellschaft Berechnungen, die Ali  
tionsrechnung, das Verhältniß der Münzsorten  
Deutschland vom 12ten Jahrhundert bis hzt, u  
eine Anweisung den Werth der alten Münzfor  
in gegenwärtigen zu verwandeln. Zuletzt folgt e  
Berechnung der Brodtaxe, nebst verschiedenen Be  
proben, und das Verhältniß des Brodes zum Tei

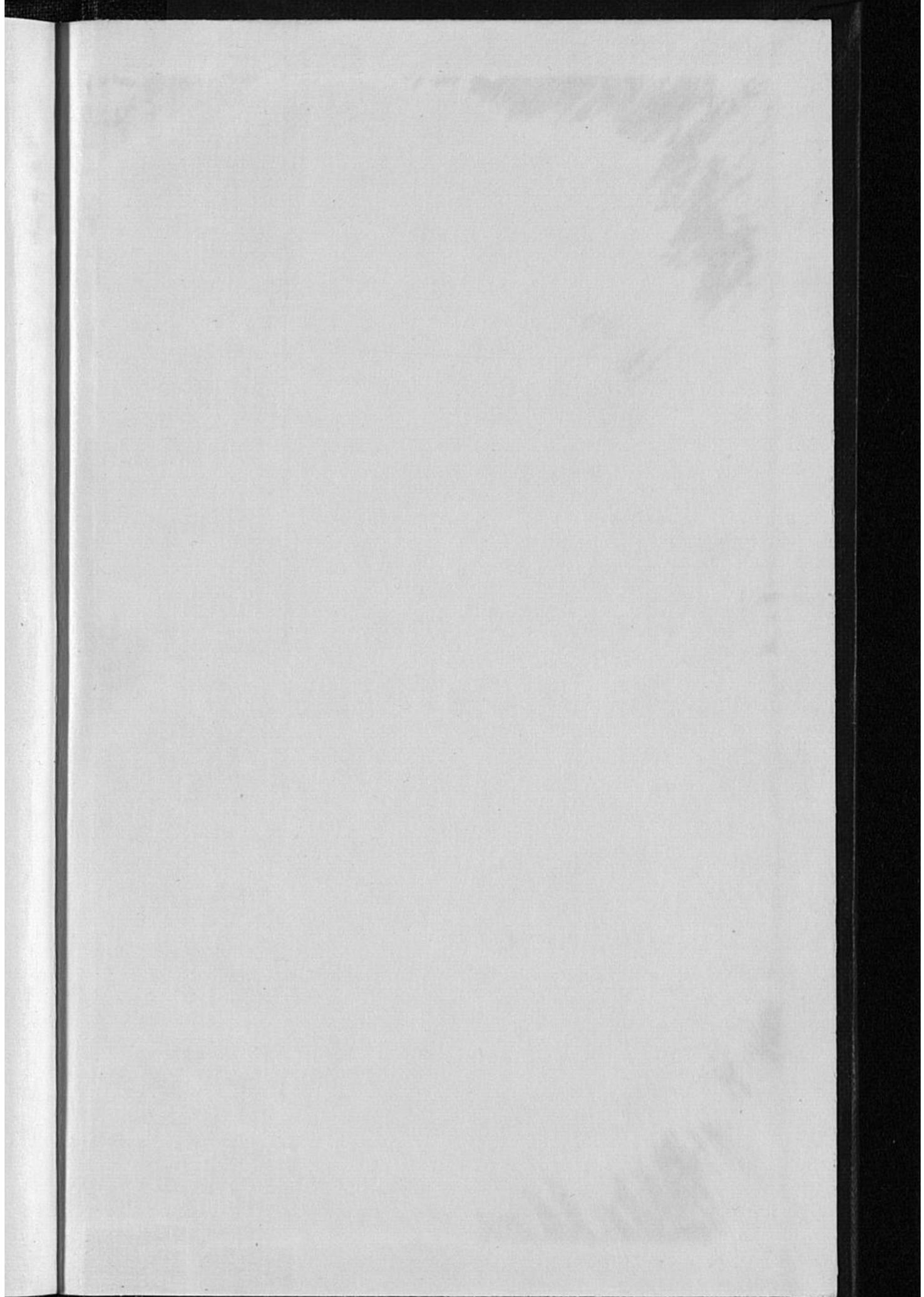
Ich habe also dieß Buch nicht bloß als An  
fung zum Rechnen selbst, sondern auch durch and  
gemeinnützige und nothwendige Kenntniße besond  
durch die verschiedene Geldsorten bey den Aufgab  
für viele Orter brauchbar zu machen gesucht. Ich  
sind überall die gebräuchlichen Zeichen und frem  
Wörter erklärt. Man wird finden, daß die An  
fung Aufgaben auf die kürzeste Art zu berech  
jedem faßlich sey, und zum nützlichern und beq  
mern Schulgebrauch sind die Auflösungen und A  
worten bey den Aufgaben ausgelassen, welche ab  
samt den nöthigen Ausrechnungen, in der Anleitu  
für Lehrer enthalten sind. Diese Anleitung ist,  
gleichen Abschnitten und Nummern mit den Auf  
ben im Rechenbuch, so eingerichtet, daß man p  
Antwort und Berechnung augenblicklich finden kan  
— Schullehrer werden dieses Werk für Schu  
brauchbar, nützlich und erleichternd finden. Wer  
aber bloß selbst üben will, wird mit Nutzen die  
leitung für Lehrer dabey gebrauchen können.

Das Rechenbuch kostet auf Schreibpapier 1 Th  
ler 4 Gutzegroschen, auf fein Druckpapier 1 T.  
preussisch Courant. Die Anleitung 3 Gutzegroschen.  
Man wendet sich mit postfreier Einsendung  
Briefe und Gelder an den Buchhändler F. J. Köst  
in Wesel. Lippstadt den 29. May 1788.

Joh. Peter Koscher  
Santor bey der hiesigen reform.  
Gemeinde und Geometr.







THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS  
50 EAST LEXINGTON AVENUE  
NEW YORK, N.Y. 10017  
1-800-875-5022  
WWW.CHICAGO.PRESS.COM